WISSEN

C.H.BECK

Marian Füssel

DER SIEBENJÄHRIGE KRIEG



Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert

Marian Füssel

DER SIEBENJÄHRIGE KRIEG

Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert

C.H.Beck

C.H.BECK WISSEN
in der Beck'schen Reihe

Zum Buch

Marian Füssel bietet eine knappe, faktenreiche und gut lesbare Darstellung der Geschichte des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) und beschreibt seine weltumspannenden Dimensionen. Er stellt die Hauptakteure des Geschehens vor – unter ihnen das Preußen König Friedrichs des Großen, Frankreich und das britische Empire – und erläutert ihre Interessen und Koalitionen. Darüber hinaus skizziert er die Bedeutung wichtiger militärischer Ereignisse im Verlauf des Krieges – etwa der Schlachten von Leuthen (1757), Plassey (1757), Fort William (1757), Zorndorf (1758) und Kunersdorf (1759) oder der Belagerung von Quebec (1759), Havanna (1762) und Manila (1762) –, erklärt die Friedensschlüsse von Paris und Hubertusburg (1763) und fasst die Ergebnisse des Siebenjährigen Krieges zusammen. Schließlich resümiert er die Folgen dieses Krieges und ordnet ihn erinnerungsgeschichtlich ein.

Über den Autor

Marian Füssel lehrt als Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Georg-August-Universität Göttingen.

Inhalt

Einleitung

Am 9. Juli 1755 wurden in den Wäldern Nordamerikas am Monongahela-Fluss in der Nähe des heutigen Pittsburgh britische Einheiten von einer Armee aus Franzosen und Indianern aufgerieben. Ein Jahr später, am 29. August 1756, marschierten die Truppen Friedrichs II. von Preußen in Sachsen ein. Beide Ereignisse markieren unterschiedliche Anfangspunkte eines globalen Konfliktes im 18. Jahrhundert: des Siebenjährigen Krieges.

Als eines der zentralen historischen Ereignisse des Jahrhunderts der Aufklärung ist die Erinnerung an diesen Krieg bis heute von nationalen Traditionen geprägt. Den Deutschen und Österreichern ist der Siebenjährige Krieg auch als *Dritter Schlesischer Krieg* bekannt, den Schweden als *Pommerscher Krieg;* den Engländern gilt er als die Geburtsstunde des britischen Empire, den Nordamerikanern als der *French and Indian War,* und in Indien wird er als *Third Carnatic War* bezeichnet. Selten hat man hierzulande den Zusammenhang dieser Konflikte betrachtet. Fasst man jedoch ihre globale Ausdehnung ins Auge, ohne den Konflikt auf einen Kampf um Schlesien zu reduzieren, kann der Siebenjährige Krieg als ein Weltkrieg des 18. Jahrhunderts gelten. Von Bengalen bis nach Südindien, von den Philippinen über Afrika bis in die Karibik, von Nordamerika über die Balearen bis nach Schlesien, Ostpreußen und Westfalen reichen seine Schauplätze. Während Friedrich II. im Krieg gegen Österreich versuchte, das in den beiden ersten Kriegszügen (1740–45) eroberte Schlesien zu halten und den Status Preußens als eigenständige europäische Großmacht zu festigen, versuchten Franzosen, Engländer und Spanier ihre kolonialen Einflusszonen zu erweitern bzw. zu behaupten. In Europa standen England, Preußen und Portugal einer breiten Koalition gegenüber: Frankreich, Spanien, Österreich, Russland und Schweden, die ihrerseits auf den

außereuropäischen Kriegsschauplätzen noch lokale Verbündete und Gegner hatten.

Allerdings kann es in dieser globalgeschichtlich erweiterten Perspektive nicht unbedingt um die Frage gehen, ob der Siebenjährige Krieg nun tatsächlich der *erste* Weltkrieg der Geschichte gewesen ist. Er sollte vielmehr generell als eine globale Auseinandersetzung behandelt werden. Bereits der spanisch-niederländische Konflikt Ende des 16. Jahrhunderts ist als «first world war» apostrophiert worden, desgleichen der Dreißigjährige Krieg oder der Spanische und der Österreichische Erbfolgekrieg. Andererseits wurde für die Revolutionskriege (1792–1815) argumentiert, erst bei ihnen handle es sich um den ersten «wirklichen» Weltkrieg der Geschichte. Der globale Siebenjährige Krieg kann also mit einer Reihe von Vorläufern und späteren Auseinandersetzungen in Zusammenhang gebracht werden, deren Vorläufer er dann seinerseits gewesen ist. So kann er in zweierlei Hinsicht als ein fortgesetzter Konflikt um ungelöste Fragen im Zusammenhang des Österreichischen Erbfolgekrieges betrachtet werden: der preußisch-österreichischen Auseinandersetzung um Schlesien und den ungeklärten kolonialen Rivalitäten zwischen England und Frankreich. Was ihn jedoch von den vorherigen Kriegen unterscheidet, ist zum einen der als «diplomatische Revolution» in die Geschichte eingegangene Wandel der Allianzen. Österreich und England trennten sich zugunsten eines Bündnisses der Habsburger mit ihrem alten Rivalen Frankreich. Preußen wiederum distanzierte sich von Frankreich und ging ein Bündnis mit England ein. Zum anderen erreichte die globale Ausweitung Dimensionen, die nachhaltigere Folgen haben sollte als die Konfrontationen zuvor, und für einige Kriegsparteien, allen voran Preußen und die nordamerikanischen Indianer, sollte es in diesem Krieg gar um ihre künftige Existenz gehen. Auch die Folgen des Krieges für spätere welthistorische Ereignisse waren beträchtlich, denn für viele Historiker hatte er Einfluss auf die atlantischen Revolutionen in Nordamerika 1776 und Frankreich 1789. Als Maßstab für die globale Dimension des Krieges soll im Folgenden nicht nur die Vielzahl der Schauplätze eine Rolle spielen, sondern

vor allem die Frage der wechselseitigen Beeinflussung und Vernetzung unterschiedlicher Räume und Kulturen. Dabei ist es im Grunde fast zweitrangig, ob William Pitts berühmter Ausspruch von 1761 «America had been conquered in Germany» eher die Nachrationalisierung einer ganzen Serie von Ad-hoc-Entscheidungen war oder die Zusammenfassung einer geopolitischen Agenda. Festzuhalten bleibt, dass sich von nun an auch jenseits des britischen Empire ein öffentliches Bewusstsein von den globalen Wechselwirkungen entwickelte.

Spricht die Forschung im Vergleich zum Dreißigjährigen Krieg von der Ära der Aufklärung als der Zeit einer «gezähmten Bellona», welche die Zivilbevölkerung weitgehend verschont habe, so zählt der Siebenjährige Krieg dennoch zu den blutigsten Konflikten des 18. Jahrhunderts. Die meisten Schätzungen gehen von etwa einer Million ums Leben gekommener Menschen aus, darunter rund 500.000 auf den Schlachtfeldern. Neben extrem verlustreichen Schlachten war der Konflikt unter anderem geprägt von zahlreichen Belagerungen und Stadtbränden sowie dem asymmetrischen «kleinen Krieg» (span. Guerilla), welcher insbesondere auf den außereuropäischen Schauplätzen eine ungeahnte Dynamik entfaltete. Um die empirische Realität dieser unterschiedlichen Kulturen der Gewalt in den Blick zu rücken, sollen im Folgenden auch die Ansichten und Deutungen der Zeitgenossen zur Sprache kommen. Wie haben die Menschen den Krieg erlebt und verarbeitet? Wer waren die Leidtragenden, wer die Profiteure? Ist die Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg seit jeher von seiner militärischen Ereignisgeschichte beherrscht gewesen, so wird auch diese Darstellung versuchen, ihr angemessen Rechnung zu tragen, ohne dabei jedoch strukturelle Rahmenbedingungen außer Acht zu lassen. War doch der Siebenjährige Krieg sowohl ein letzter Kabinettkrieg als auch ein frühmoderner Imperialkrieg, der von politischen und ökonomischen Motiven ebenso geprägt war, wie von patriotisch-nationalistischen oder religiös-konfessionellen Deutungsmustern, ein Krieg der Feldherren ebenso wie der Händler. Abgeschlossen wird der Überblick durch Perspektiven auf die

zeitgenössische Kriegswahrnehmung und die historische Erinnerungskultur.

I. Staatensystem und Krieg im Zeitalter der Aufklärung

Um die komplexe Dynamik des Ereignisses überschaubar zu machen, ist zunächst ein Überblick über die Situation der wichtigsten Kriegsparteien im Kontext des europäischen Staatensystems des 18. Jahrhunderts und seiner globalen Verflechtungsgeschichte unumgänglich. Als wichtigster globaler Akteur des 18. Jahrhunderts nahm Großbritannien unter den europäischen Großmächten schon aufgrund seiner politischen Verfassung einen gewissen Sonderstatus ein. Seine Bürger verfügten über mehr Rechte als die anderer europäischer Staaten und seine politischen Organe befanden sich in einem lange erprobten Verhältnis wechselseitiger Kontrolle. Die Kriegs- und Friedenspolitik des englischen Königs wurde vom Parlament beobachtet und mitgestaltet. Ab 1714 lösten die Hannoveraner die Stuarts auf dem Thron ab, was nicht zuletzt aufgrund der Personalunion mit dem Kurfürstentum Hannover zu einem nachhaltigen Einflussfaktor für die britische Außenpolitik werden sollte. Von nun an diskutierte man immer wieder die Alternative von «continental commitment» und «blue water policy»: Sollte man sich in Europa für Hannover engagieren oder besser auf den Handel in den Kolonien setzen? In kaum einem anderen europäischen Land hatte dabei die Öffentlichkeit so viel Einfluss auf die Politik wie in Großbritannien, ein gerade in Kriegszeiten besonders spürbares Phänomen. Während es 1756 dem Parlament einerseits gelang, König Georg II. (1683–1760) mit William Pitt d. Ä. einen – unerbetenen – leitenden Minister an die Seite zu stellen, konnte das System der parlamentarischen Kontrolle andererseits außenpolitisch Unsicherheiten produzieren, da sich die Machtkonstellationen rasch ändern konnten. Die Briten verfügten über zum Teil gewaltige außereuropäische Besitztümer und Einflusszonen in Nordamerika, in West- wie Ostindien und in Westafrika. Damit einher ging die

Dominanz des Welthandels innerhalb der britischen Außenpolitik. Durch verschiedene Handelsverträge sicherten sich die Briten zentralen Einfluss auf den Märkten Asiens, Afrikas, Amerikas und Europas, darunter insbesondere auch Osteuropas, was u.a. eine lang andauernde Nähe zu Russland bewirkte. Außenpolitischer Dauerkonkurrent der Briten war traditionell Frankreich, was in der öffentlichen Meinung Englands zu einer heftigen Frankophobie führte. Militärisch waren die Briten eher eine Macht mittlerer Größe, deren Truppenstärke je nach Kriegs- oder Friedenszeiten erheblich schwankte. Mit einer im Frieden zwischen 30.000 und 45.000 und im Krieg um 170.000 Mann umfassenden Armee profitierte die britische Gesellschaft durchaus von einer konsequenten Abrüstungspolitik in Friedenszeiten. Großbritanniens militärische Schlagkraft lag insgesamt jedoch weniger beim Heer als bei der Marine, die nach stetigem Ausbau im 18. Jahrhundert beinahe konkurrenzlos die Weltmeere beherrschte. Vom Anfang des Jahrhunderts bis in die 1780er Jahre verdoppelte sich die Flottenstärke von rund 300 auf über 600 Schiffe. Die Finanzierung dieses immensen militärischen Apparats wurde durch ein äußerst effizientes Steuersystem ermöglicht, das sich aus einer Grundsteuer (land tax) und einer Verbrauchssteuer (excise) zusammensetzte. Zusätzlich abgesichert wurden die militärischen Ausgaben durch staatliche Anleihen, die sich gegen Ende des Siebenjährigen Krieges auf rund 12 Mio. Pfund beliefen.

Im Hinblick auf den Umfang des Staatsgebietes, die Bevölkerungszahl und die Heeresaufbringung stand das Frankreich Ludwigs XV. (1710–1774) im damaligen Europa an der Spitze. Im Vergleich zu den Briten wurden die Franzosen jedoch im Wettbewerb um die Kolonien immer wieder auf den zweiten Platz verwiesen, obwohl der Überseehandel dem Land massive Gewinne bescherte. In Nordamerika, der Karibik, in Afrika und Indien gab es eine ständige Rivalität mit den Briten, die jedoch wenig daran änderte, dass der Schwerpunkt der französischen Außenpolitik nicht auf den Kolonien, sondern in der europäischen Großmachtpolitik lag. Der französischen Krone war die Einrichtung einer zentralisierten Verwaltungsstruktur gelungen, die Außenpolitik und

Kriegführung in der Hand des Königs zu einer schlagkräftigen Einheit bündelte. So regierten die französischen Könige über lange Zeiträume ohne einen Premierminister; lediglich der sogenannte Staatsrat, ein königsnahes Gremium von maximal fünf Ministern, wurde in die Entscheidungsprozesse einbezogen. Die französische Krone genoss eine hohe symbolische Autorität, die allerdings ab den 1750er Jahren allmählich in eine Legitimitätskrise geriet. Frankreich verfügte über eine der größten Armeen Europas, die in Friedenszeiten um die 160.000 Mann und im Siebenjährigen Krieg insgesamt über 500.000 Mann zählte. Die französische Armee besaß Vorbildcharakter in Europa und das französische Schrifttum dominierte die europäische Militärliteratur. Trotz zahlreicher Rationalisierungstendenzen war die Armee jedoch auch von der ständischen Eigensinnigkeit eines adligen Offizierskorps geprägt, das oft mehr eigene soziale Interessen im Auge hatte als militärische Effektivität. Die französische Marine gelangte kaum jemals über 100 Schiffe hinaus und konnte gleichsam in Umkehrung der britischen Verhältnisse nie an die Bedeutung des Heeres heranreichen. Die Kriegsfinanzierung wurde in Frankreich im Gegensatz zu England weniger über die Steuereinnahmen geregelt als durch großzügige Anleihen. Dabei kämpfte der französische Staatshaushalt während des ganzen 18. Jahrhunderts mit einem Haushaltsdefizit, das die außenpolitischen Handlungsspielräume merklich einschränkte. Die wichtigsten Faktoren der französischen Außenpolitik im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts waren zum einen die Schärfung des französisch-britischen Antagonismus vor allem in den Kolonien, zum anderen die Nähe zur bourbonischen Verwandtschaft in Spanien, der Versuch, den wachsenden Einfluss des russischen Zarenreiches einzudämmen sowie die allmähliche Annäherung an den ehemaligen «Erbfeind», die Habsburgermonarchie.

Der wohl vielschichtigste kollektive Akteur der Zeit war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das sowohl als Reichsverband als auch mit einzelnen Reichsterritorien als Kriegspartei in Erscheinung trat. Das Reich war ein strukturell defensiv ausgerichteter Verband zur Friedens- und Rechtswahrung, der durch interne Staatsbildungsprozesse seiner mächtigsten

Mitglieder allmählich gesprengt zu werden drohte. Als außenpolitisch besonders dynamisch erwiesen sich Österreich, Preußen, Hannover, Bayern und Sachsen.

Der Kaiser war der Herrscher des Römischen Reiches. Sein Habsburger Reich zählte aber darüber hinaus auch zu den führenden europäischen Mächten des 18. Jahrhunderts. Außenpolitisch konsolidierende Erfolge waren dabei seit dem 17. Jahrhundert vor allem die Zurückdrängung der osmanischen Expansion nach Westen; im Innern war der Habsburgerstaat ein dynamischer Verbund von Ständestaaten. Allzu energischen Zentralisierungsbestrebungen war damit ein Riegel vorgeschoben. Im Jahr 1740 sollte in Folge der sogenannten «pragmatischen Sanktion» Kaiser Karls VI. von 1713 dessen Tochter Maria Theresia (1717–1780) die Herrschaft antreten und zur Königin von Ungarn gekrönt werden. Diese Bestimmung sicherte den Habsburgern für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie die Möglichkeit einer weiblichen Thronfolge. Erst 1745 wurde Maria Theresia als Ehefrau des neu gewählten Kaisers Franz I. zur «Kaiserin». Ähnlich wie Frankreich sah sich auch die Habsburgermonarchie einer hohen Staatsverschuldung gegenüber, die während des Siebenjährigen Krieges bis auf 271 Mio. Gulden ansteigen sollte. Anleihen im Ausland und bei privaten Bankiers mussten daher dem Staat das Überleben sichern. Das kaiserliche Heer blieb in der Regel weit unter seiner Sollstärke, die Mitte des 18. Jahrhunderts zwischen rund 155.000 und 175.000 Mann pendelte. Der Mangel an ökonomischen Ressourcen und die Defizite in der Heeresorganisation behinderten die österreichische Kriegführung, sodass auch fähige Offiziere wie der Graf Leopold von Daun selten die erforderliche Effizienz erreichen konnten. Die österreichische Außenpolitik war gekennzeichnet durch ihre Bipolarität: einerseits Reichspolitik, andererseits österreichische Hauspolitik. Das drückte sich auch institutionell lange in verschiedenen Organen aus, wie der Reichs(hof)kanzlei und der österreichischen Hofkanzlei, die erst in den 1740er Jahren in einer übergreifenden Staatskanzlei aufging. Die österreichische Außenpolitik hatte im 18. Jahrhundert über lange Zeit eher defensive, an der Anerkennung der pragmatischen Sanktion

orientierte Züge. Während man zu Frankreich bis zum Siebenjährigen Krieg auf Distanz blieb und eher die Nähe zu Russland suchte, verschärfte sich nach dem Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges und dem Aachener Frieden von 1748 zunehmend der österreichisch-preußische Antagonismus.

Brandenburg-Preußen zählte unter den europäischen Mächten des 18. Jahrhunderts sicher zu den bemerkenswertesten Aufsteigern. Im Jahr 1701 durch die Königsberger Krönung zur Monarchie geworden, sollte das territorial weit verzweigte Land, zeitgenössisch auch als «Königreich der Grenzen» tituliert, innerhalb nur weniger Jahrzehnte Anschluss an den Kreis der führenden europäischen Großmächte finden. Mit zu Beginn des 18. Jahrhunderts rund 2,2 Mio. Einwohnern, deren Zahl bis zum Tod Friedrichs II. (1786) auf rund 5,5 Mio. anwuchs, zählte das Land rein bevölkerungsstatistisch eher zu den kleineren europäischen Mächten. Gemessen an seiner Wirtschaftskraft, Bevölkerungsdichte und Landmasse verfügte das friderizianische Preußen also über eine völlig überdimensionierte Armee. Kam in Preußen auf 29 Einwohner ein Soldat, so betrug in Großbritannien das Verhältnis 310 zu eins, eine Konstellation, die den Marquis de Mirabeau einmal zu der spöttischen Bemerkung veranlasste: «Preußen ist kein Staat, der eine Armee besitzt, sondern eine Armee, die einen Staat besitzt». Im Vergleich zu den führenden europäischen Monarchien war die um 1740 rund 80.000 Mann starke preußische Armee jedoch immer noch verhältnismäßig klein. Um sie zu vergrößern, war man auf ein starkes Bevölkerungswachstum angewiesen, das vor allem über eine territoriale Expansion zu erreichen war. Fast achtzig Prozent der Steuern flossen in den Unterhalt der Armee, während in den anderen europäischen Staaten bestenfalls vierzig bis fünfzig Prozent des Steueraufkommens auf die Heeresfinanzierung verwandt wurden. Unter Friedrich II. verdoppelte sich die effektive Größe des Heeres bis zum Jahr 1760 auf rund 160.000 Mann. Die preußische Armee war jedoch nicht nur zahlenmäßig groß, sie zeigte, trotz aller mythischen Überhöhung der älteren Militärgeschichtsschreibung tatsächlich einen hohen Grad an Disziplinierung und innerer

Kohäsion. Anders als sein Vater Friedrich Wilhelm I. förderte Friedrich den Aufbau einer heimischen Rüstungsindustrie und damit die Unabhängigkeit seiner Streitkräfte von Importen. Preußen besaß zu Beginn des Siebenjährigen Krieges einen Rüstungsvorsprung, der sich vor allem der erfolgreichen Mobilisierung ökonomischer Ressourcen verdankte. Allerdings erschöpften sie sich während des Krieges rasch, sodass das Land auf ausländische Subsidien, Münzmanipulationen – mehr Eisen als Silber – oder das Auspressen eroberter Territorien angewiesen war. So war diese Art von Wirtschafts- und Rüstungspolitik fast zwangsläufig auf militärische Expansion ausgerichtet. Die preußische Außenpolitik wurde formal vom Kabinettsministerium gelenkt. In der Regel war es jedoch der König selbst, der die Entscheidungen mehr oder weniger autonom zu treffen pflegte. Dem Ministerium blieb es unter Friedrich II. im Wesentlichen überlassen, öffentlichkeitswirksame «Staatsschriften» zu verfassen. Preußens Außenpolitik war grundsätzlich von zwei Faktoren bestimmt: einerseits von der Abrundung des eigenen Territorienverbandes und der Absicherung der Eroberung Schlesiens, andererseits durch die Grenze zu Polen und die Kooperation mit Russland. Mit der erfolgreich verteidigten Eroberung Schlesiens hatte sich Friedrich II. nicht nur militärisches Prestige und den Beinamen «der Große» erworben, sondern gerade im Heiligen Römischen Reich auch viele Ressentiments geweckt und sich Österreich zum dauerhaften Feind gemacht. Mit Russland hingegen suchte man auf Kosten Polens langfristig eine Zusammenarbeit.

Das Kurfürstentum Sachsen unter Friedrich August II., seit 1733 gleichzeitig König von Polen, und seinem leitenden Minister Heinrich Graf von Brühl hatte zwar weiterreichende Ambitionen, kaum aber die militärischen Mittel, sie gegen einen Konkurrenten wie Preußen zu behaupten. Trotz hoher Staatsverschuldung verfügte das dicht bevölkerte Territorium wirtschaftlich und infrastrukturell jedoch über wichtige Ressourcen. Die verschiedenen Personalunionen etwa zwischen Sachsen und Polen oder dem König von England und dem Kurfürsten von Hannover eröffneten zudem

komplexe Konstellationen, welche die Integrität des Reichsverbands bedrohen konnten.

In Russland vollzog sich der mit einer zunehmenden Westorientierung einhergehende Wandel zu absolutistischer Staatlichkeit besonders abrupt. Unter Peter I. wurde eine Reihe von Verwaltungsorganen geschaffen, welche die Außenpolitik und die Kriegführung des Zaren organisierten: ein Kriegs-, ein Admiralitäts- und ein äußeres Kollegium. Nach dem Tod Peters 1725 wechselten die Akteure auf dem Zarenthron in rascher Folge, sodass sich die Gestaltungskompetenz der Außenpolitik mehr auf die Außenminister und unterschiedliche Hoffraktionen verlagerte. Mit dem Regierungsantritt Elisabeths I. im Jahr 1741 erhielt Kanzler Alexander Petrovich Bestužev die außenpolitische Handlungskompetenz. Das Zarenreich verfügte im 18. Jahrhundert über die größte Armee in Europa. Sie hatte zu Beginn des Siebenjährigen Krieges eine Sollstärke von rund 330.000 Mann, aber Verwaltung und Organisation des Heeres waren vergleichsweise schlecht entwickelt, obwohl unter Elisabeth I. zahlreiche Reformmaßnahmen ergriffen wurden, die Ausbildung, Ausrüstung und Rekrutierung westlichen Standards annäherten. Ein besonderes, vor allem für die westeuropäische Wahrnehmung folgenreiches Charakteristikum der russischen Streitkräfte war ihr hoher Anteil an irregulären berittenen Verbänden, die unterworfenen Ethnien wie den Kosaken und Kalmyken entstammten. In einem ähnlichen Zustand wie die Armee befand sich auch die russische Steuer- und Finanzverfassung, welche die enormen materiellen Ressourcen des Landes nicht effizient genug zu nutzen wusste. Eine rasante Steigerung der Steuereinnahmen brachte allerdings die Umstellung von einer Hof- auf eine Kopfsteuer unter Peter I. Allein der Unterhalt der Armee verschlang rund die Hälfte der Staatseinnahmen. Hinzu kam auch eine kleine Flotte, die im Baltikum und im Schwarzen Meer operierte. Einer der bedeutendsten Produktionszweige Russlands war die Eisenherstellung, die vor allem im Handel mit England und bei der Aufrüstung der Armee eine wichtige Rolle spielte. Eine expansive Orientierung nach Westen stand seit den Zeiten Peters des Großen

auf der Agenda der russischen Außenpolitik, war jedoch abhängig von unterschiedlichen Fraktionen bei Hofe. Primäre Ziele waren eine Sicherung der im Nordischen Krieg gewonnenen Besitzungen im Baltikum sowie eine Anerkennung als eigenständige fünfte Macht im Kreis einer europäischen Pentarchie. Im Interesse Russlands lag ebenso eine Annexion Ostpreußens und seiner Häfen, um eine russische Vorherrschaft in der Ostsee zu garantieren wie eine generelle Schwächung Preußens zur Sicherung der russischen Westgrenze. Mit Preußens Eroberung Schlesiens verschob sich der Sicherheitsgürtel im Westen Russlands, da man davon ausging, dass Preußen nun stärker an Frankreich rücken würde und beide gemeinsam Russlands Einfluss auf Polen zu begrenzen trachteten. Da man in St. Petersburg seit Beginn des Siebenjährigen Krieges mit einem baldigen Tod der Zarin Elisabeth rechnete, wurden die politischen und die militärischen Entscheidungsspielräume jedoch eher zögerlich genutzt oder innerhalb der unterschiedlichen höfischen Lager blockiert.

Neben den tonangebenden Mächten der europäischen Pentarchie existierte im 18. Jahrhundert eine ganze Reihe von wirtschaftlichen wie politisch-militärischen «Absteigern» (H. Duchhardt), zu denen vor allem Spanien, Schweden und die Niederlande gerechnet werden können. Die höchste machtpolitische Fallhöhe innerhalb des europäischen Staatensystems wies dabei zweifellos Spanien auf. Das Königreich auf der iberischen Halbinsel verfügte im 18. Jahrhundert nicht mehr über den Einfluss, den es im 16. und 17. Jahrhundert gehabt hatte, besaß aber immer noch ein weltumspannendes Reich aus überseeischen Besitzungen, von denen einige im Siebenjährigen Krieg an England verloren gehen sollten. Spanien verfügte u.a. über Territorien und Niederlassungen in Südasien, Nord- und Südamerika und der Karibik, die es in eine fortdauernde koloniale Rivalität zu den Briten brachte. Der spanische Außenhandel erzielte im 18. Jahrhundert längst nicht mehr die Gewinne früherer Zeiten; der Absatz bestimmter Produkte, wie etwa Tuche, stagnierte in Europa; der außereuropäische Handel wurde zunehmend von anderen Nationen dominiert und die Edelmetallflüsse aus Südamerika liefen nach Asien, nicht aber ins spanische Mutterland. Innerhalb des

europäischen Staatensystems litt die Macht des Landes unter den Folgen des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1714). Der letzte Habsburger auf dem spanischen Thron hatte keinen Nachfolger hinterlassen, sodass die spanische Krone mit Philipp V. (1700–1746) einem Bourbonen und Enkel Ludwigs XIV. zufiel. Ihm folgten Ferdinand VI. und Karl III., der 1759 den Thron bestieg und eine modernisierende Reformpolitik in Gang setzte. Eine Reorganisation der Verwaltung führte zur Einrichtung von vier allein dem König verantwortlichen Staatssekretariaten, die unter anderem die Marine, das Kriegswesen und die Indienangelegenheiten dirigierten. Vergleichsweise schwache Monarchen und nicht zuletzt ein chronisches Haushaltsdefizit zwangen Spanien jedoch zunehmend in eine rein defensive Position. In einem Hausvertrag wurde am 15. August 1761 in Paris der sogenannte Familienpakt zwischen den französischen und den spanischen Bourbonen geschlossen, der sie zu gegenseitiger Hilfe im Falle eines Krieges verpflichtete. Damit wurde schließlich die besonders in den Kolonien virulente Konkurrenz zu Großbritannien noch weiter zementiert.

Auch Schweden hatte Mitte des 18. Jahrhunderts seinen einstigen Großmachtstatus eingebüßt. Seit dem Nordischen Krieg (1700–1721) war es militärisch unbedeutend und finanziell angeschlagen. 1721 stand das Land vor einem Staatsbankrott. Trotz seiner wertvollen Rohstoffressourcen an Holz, Kupfer und Eisen, die den Aufbau einer schlagkräftigen Flotte begünstigten, konnte die staatswirtschaftliche Talfahrt nicht gebremst werden. Die innenpolitische Machtverteilung zwischen Königtum und Ständen verlief seit einer Regierungsreform im Jahr 1720 eindeutig zugunsten der Stände (Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern), unter denen der Adel wiederum dominierte. Außenpolitische Konkurrenz ging vor allem von Russland und Preußen, aber auch von Dänemark aus. Der König blieb von der Außenpolitik weitgehend ausgeschlossen. Sie wurde von einem «Geheimen Komitee» des Reichstags geführt und stand unter dem Einfluss konkurrierender Parteiungen, den sogenannten «Hüten» und den «Mützen», die sich vor allem durch ihr jeweiliges Verhältnis zu Russland unterschieden. 1751 wählten die schwedischen Stände den

holsteinischen Prinzen Adolf Friedrich zum König, der mit Ulrike Louise, der Schwester Friedrichs II. von Preußen, verheiratet war. Diese strebte eine Restituierung der königlichen Macht gegenüber den Ständen an, was 1756 in einen verhinderten Staatsstreich mündete und die Macht der Stände weiter stärkte. Während Adolf Friedrich eine Teilnahme am bevorstehenden Krieg gegen Preußen ablehnte, hatte der schwedische Adel seine Hoffnungen auf eine Wiedererlangung der vormaligen Macht in Europa jedoch noch nicht aufgegeben, sodass Schweden als Garantiemacht des Westfälischen Friedens schließlich in den Siebenjährigen Krieg eintrat. Damit war nicht nur eine politische Legitimationsformel gefunden, sich auf Seiten Frankreichs und Österreichs gegen Preußen zu engagieren, Friedrich II. wurde es gleichzeitig auch erschwert, sich als Verteidiger der protestantischen Sache zu inszenieren. Der «Pommersche Krieg», wie der Siebenjährige Krieg in Schweden genannt wird, endete jedoch mit einer eindeutigen Niederlage und führte dazu, dass das Land sich mit seiner Rolle als Kleinstaat künftig abzufinden hatte.

Zu den ökonomisch wie mächtepolitisch stagnierenden Ländern des 18. Jahrhunderts gehörten schließlich auch die Niederlande. Nach einem «Goldenen Zeitalter» im 17. Jahrhundert hatte die kleine Republik zu Beginn des 18. Jahrhunderts ihre starke Position im Welthandel irreversibel an Frankreich und Großbritannien verloren. Der spanische Erbfolgekrieg brachte eine hohe Staatsverschuldung, die die Niederlande fortan eher zu einer Politik der Nichteinmischung anhielt. Eine aktive Außenpolitik war angesichts der Vielstimmigkeit der Generalstände ohnehin schwierig zu koordinieren. Als eine der Kernregionen sowohl für die Anbindung des Überseehandels an Mitteleuropa wie für die englisch-französische Rivalität sollten die Niederlande auch im Siebenjährigen Krieg neutral bleiben. Im Sinne der Wahrung ihrer Handelsinteressen erklärten sie im Mai 1756 ihre Neutralität, obwohl die Engländer auf der Einhaltung älterer Verträge zur Stellung niederländischer Söldner bestanden. Sicherheit stand auf der politischen Agenda der Niederlande an oberster Stelle, während der erwartete ökonomische Aufschwung ausbleiben sollte.

Weiterhin bedeutend blieben die urbanen Zentren der Niederlande, wie etwa Den Haag, vor allem als Umschlagplätze für Nachrichten bzw. als regelrechte Medienzentren.

Ebenfalls eine Macht mit ehemals immensen kolonialen Ambitionen, zählte auch das Königreich Portugal nun eher zu den kleinen und passiven Mächten Europas. Untrennbar mit Spaniens politischem Schicksal verbunden hatte sich Portugal während des Spanischen Erbfolgekrieges auf der britisch-österreichischen Seite engagiert. Zwischen 1706 und 1750 regierte der außenpolitisch weitgehend desinteressierte Johann V. (1689–1750) das Land; nach seinem Tod folgte ihm sein Sohn Joseph I. (1714–1777) auf den Thron. Die eigentlichen Staatsgeschäfte lenkte aber der Marquis von Pombal, der eine konsequente Modernisierung des Landes betrieb. Obwohl der König mit einer Bourbonin verheiratet war, blieb Portugal im Siebenjährigen Krieg den Engländern treu. Spanische Truppen marschierten 1762 in Portugal ein, doch der dortige Konflikt sollte nur eine kurze Episode und die einzige militärische Auseinandersetzung Portugals für fast hundert Jahre bleiben.

Unter den außereuropäischen Nationen, die aktiv am Krieg beteiligt waren, sind vor allem die Indianerstämme Nordamerikas und das indische Mogulreich zu nennen. Zeitgenössisch als «indian nations» bezeichnet, waren auch die Angehörigen der indigenen Bevölkerung Kanadas und Nordamerikas völkerrechtliche Subjekte, die in den europäischen Vertragswerken auch als solche angesprochen wurden. Wohl unter dem Einfluss europäischer Rechtsvorstellungen entwickelten die sogenannten Six Indian Nations, auch als Irokesen-Föderation bekannt, im 18. Jahrhundert einen Herrschaftsanspruch auf dem nordamerikanischen Kontinent in einem Territorium, das etwa vom westlichen Virginia im Süden bis zu den großen Seen im Norden reichte. Adressaten dieser Suprematieansprüche waren Stämme wie die Shawnee und die Delaware, die sich der Hegemonie der Six Indian Nations nicht fügen wollten und daher 1755 das Bündnis mit den französischen Kolonisten suchten.

Der indische Subkontinent wurde seit dem 16. Jahrhundert von den muslimischen Mogulfürsten beherrscht, die in Delhi im Norden

des Landes ihre Residenzhauptstadt hatten. Seit dem späten 17. Jahrhundert wurde die Herrschaft der Moguln jedoch zunehmend fragiler, was nicht zuletzt auf religionspolitische Differenzen zurückging, die zunehmend auf eine Konfrontation der islamischen mit den hinduistischen Religionsanhängern hinausliefen. Mit dem Tod des Moguls Aurangzeb 1707 trat das indische Großreich in einen nachhaltigen Transformationsprozess ein, der zu einer «segmentären Staatlichkeit» überleitete (M. Mann). Neben bürgerkriegsähnlichen Dissoziationsprozessen im Inneren wurde der Norden immer wieder durch Invasionen aus benachbarten Reichen wie etwa Afghanistan oder Persien bedroht, während im Süden und später auch im nordöstlichen Bengalen die europäischen Kolonialmächte zunehmend an Einfluss gewannen. Ab den 1720er Jahren entwickelten sich im ganzen Land verschiedene mehr oder weniger von Delhi unabhängige Herrschaften, die eine gemeinsame Außenpolitik unmöglich machten. Militärisch verfügten die Mogulherrscher über gewaltige Armeen, die aber hinsichtlich Organisation und Bewaffnung den kleinen europäischen Kolonialstreitkräften häufig unterlegen waren.

II. Anfänge eines Krieges
Kampf um Schlesien, diplomatische Revolution und globale Interessenkonflikte

Wie die Frühe Neuzeit insgesamt, so war gerade auch das 18. Jahrhundert ein Zeitalter fortwährender Kriege. Die Gründe hierfür sind vielschichtig und kaum auf einen einzigen Nenner zu bringen. Jenseits der klassischen Diplomatiegeschichte hat die Forschung mittlerweile jedoch auch die militärischen, ökonomischen, konfessionellen und politischen Strukturbedingungen der frühmodernen «Kriegsverdichtung» (J. Burkhardt) neu gewichtet. So war es angesichts universalistischer Ideen vom Führungsanspruch in einer hierarchisch gedachten Ordnung der europäischen Mächte ein langer Weg bis zu einem mehr oder weniger gleichberechtigten Nebeneinander der Staaten. Vor allem der Streit um die dynastische Erbfolge der Fürstenstaaten wurde immer wieder zu einem Kriegsgrund, der vielen Erbfolgekriegen wie den pfälzischen, spanischen, österreichischen oder bayerischen Konflikten den Namen gab. Seit der Reformation waren Religion und Konfession zu weiteren Faktoren der Eskalation geworden, die nicht nur in der interreligiösen Auseinandersetzung mit dem Islam, sondern auch in den Kriegen der europäischen Mächte ideologisch befördernd und legitimierend wirken konnten. Auch bestand ein Zusammenhang im Wachstum von Staats-, Finanz- und Militärverwaltung, sodass es zu beständigen Wechselwirkungen zwischen ‹Staatsverdichtung› und ‹Kriegsverdichtung› kam. Je mehr es den europäischen Staaten gelang, nach innen ein Gewaltmonopol durchzusetzen, desto mehr stieg auch die Fähigkeit, äußere Konflikte mit militärischer Gewalt auszutragen. So ließen sich die stehenden Heere ohne große Begründungsarbeit jederzeit für beliebige Zwecke der Kabinette einsetzen. Im Bereich der Ökonomie

wirkte eine merkantilistische Wirtschaftsdoktrin kriegstreibend, da man das Wirtschaftssystem als eine Art Nullsummenspiel dachte: Eigenes wirtschaftliches Wachstum schien nur durch notfalls gewaltsame Umverteilung der Güter realisierbar. Auch der fiskalische Bereich wurde durch das Militärwesen eindeutig dominiert, diente doch der Krieg als wesentliches Legitimationsmittel zur Steueraufbringung. Für den modernen Beobachter besonders eigenartig mag schließlich die Rolle von Begriffen wie Ruhm und Ehre für die Entfesselung von Kriegen erscheinen. In der Gemeinschaft der europäischen Fürstenstaaten hatte das Ringen um Prestige allerdings eine kaum zu überschätzende Bedeutung. Siegreiche Schlachten und spektakuläre territoriale Eroberungen, wie sie Friedrich II. in dem von ihm als «Rendezvous des Ruhmes» titulierten Waffengang um Schlesien errang, folgten mithin ebenso einer höfischen Prestigelogik wie den Dynamiken eines internationalen Staatensystems.

Sieht man von der Frage der Erbfolge einmal ab, die hier nur insofern noch hineinwirkte, als sie Friedrich II. als Vorwand für die Annexion Schlesiens gedient hatte, spielten viele der genannten Faktoren auch im Siebenjährigen Krieg eine Rolle. So hat man den Konflikt etwa als einen verspäteten «Staatsbildungskrieg» (J. Burkhardt) beschrieben, denn nicht als ein Staatenkrieg sei der Siebenjährige Krieg zu interpretieren, in dem es nur um territoriale Umschichtungen ging, sondern als ein Kampf darum, Preußen überhaupt erst zu einem anerkannten Akteur im europäischen Mächtekonzert zu machen. Ein wesentlicher Motor erfolgreicher Staatsbildung war ebenso wie die Kriegführung auch hier das Steuerwesen. Staatsbildung, Kriegführung und Kriegsfinanzierung verschmolzen zu einer funktionalen Einheit, wie es sich insbesondere am Beispiel Preußens und Englands zeigt, die beide gewaltige Summen in den militärischen Sektor investierten. Schließlich wurde auch die Konfession als ideologische Ressource im Siebenjährigen Krieg mobilisiert. Die Konfrontation der katholischen Mächte Frankreich und Österreich mit der protestantisch-anglikanischen Koalition von England und Preußen stellte zwar allenfalls einen virtuellen Religionskrieg dar, der jedoch

nichtsdestotrotz in der Öffentlichkeit wirksam inszeniert werden konnte. Und auch die alten Interpretationsmuster der europäischen Universalmonarchien sollten innerhalb der Auseinandersetzung über die Ausdehnung kolonialer Weltreiche nie vollständig verschwinden.

Um die 1755/56 einsetzende zwischenstaatliche Dynamik, die schließlich im Krieg mündete, angemessen zu überschauen, ist zunächst ein kurzer Rückblick notwendig. Im Frieden von Aachen war 1748 der österreichische Erbfolgekrieg beendet worden. Preußen erhielt damit die Bestätigung seiner Eroberung Schlesiens und der Grafschaft Glatz, und Frankreich mußte seine territorialen Zugewinne in den österreichischen Niederlanden und in Südwestindien zurückgeben. Der Aachener Friede hinterließ somit viele unzufriedene Akteure, vor allem in Frankreich und Österreich, und bildete daher keine besonders stabile Grundlage für einen dauerhaften Frieden. Auch die Frage, wie die neu in das europäische Mächtekonzert tretenden Akteure Preußen und Russland in das System der Staaten integriert werden sollten, blieb weiterhin offen. Mit Preußen und Österreich standen sich zwei Mächte gegenüber, die durch unterschiedliche Konfessionen, unterschiedliche staatliche Strukturen, unterschiedliche Schwerpunkte in der Außenpolitik sowie in Gestalt Maria Theresias und Friedrichs II. auch durch zwei recht unterschiedliche Herrscherpersönlichkeiten in einen immer schwerer zu überwindenden Dualismus innerhalb des Reiches und in Europa gerieten. Eine zentrale Rolle hierbei spielte der österreichische Staatskanzler Wenzel Graf Kaunitz-Rietberg als Architekt einer schon zeitgenössisch als «diplomatische Revolution» etikettierten außenpolitischen Neuorientierung. Bereits 1749 hatte Kaunitz in einer berühmt gewordenen Denkschrift die Agenda für das «démembrement» (Zergliederung) Preußens gesetzt. Erklärtes Ziel der habsburgischen Politik war es, Preußen auf seinen Status als Mittelmacht im Heiligen Römischen Reich zurückzustufen, nicht aber es total aufzulösen und zu entmachten. Die Habsburgermonarchie betrachtete das aufstrebende Preußen als eminente Gefahr für die europäische Mächtekonstellation und suchte das Bündnis mit ihrem historischen Dauerrivalen Frankreich ebenso wie mit dem sich zunehmend nach Westen orientierenden

russischen Zarenreich. Ende der 1740er Jahre fand Kaunitz in Paris für seine Politik noch keine offenen Ohren; erst als England und Preußen 1756 aufeinander zugingen, fand sich Ludwig XV. bereit, auf die österreichischen Angebote einzugehen, die unter anderem auch Gebietsabtretungen in den österreichischen Niederlanden beinhalten sollten. Ähnlich explosiv gestaltete sich das Verhältnis der beiden «global player» Frankreich und Großbritannien, deren koloniale und kontinentaleuropäische Interessen kaum miteinander vereinbar waren. Obwohl noch keineswegs klar war, wie sich künftige Bündnisse gestalten sollten, schien ein erneuter Krieg Mitte der 1750er Jahre vielen nur noch eine Frage der Zeit zu sein.

Über die Gründe und Anlässe für den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges haben Generationen von Historikern debattiert. Die deutschsprachige Diskussion neigte dabei lange Zeit dazu, den Konflikt auf Europa bzw. noch enger auf den preußisch-österreichischen Dualismus zu reduzieren und damit die globale Verstrickung der Kriegsparteien weitgehend auszublenden. Ohne die britische Imperialpolitik und den zweiten «Hundertjährigen Krieg» zwischen England und Frankreich ist die unheilvolle Dynamik dieses Weltkriegs jedoch kaum nachzuvollziehen. Dass die globalen Wechselverhältnisse von den Zeitgenossen immer wieder wahrgenommen wurden, macht etwa eine kurze Schrift Friedrichs II. vom Juli 1757 mit dem Titel «Rechtfertigung meines politischen Verhaltens» deutlich, in der der Preußenkönig schreibt: «Jedermann weiß, dass die Wirren, die Europa aufwühlen, ihren Anfang in Amerika genommen haben, dass der zwischen Engländern und Franzosen ausgebrochene Streit um den Stockfischfang und um einige unbebaute Gebiete in Kanada den Anstoß zu dem blutigen Kriege gegeben hat, der unseren Erdteil in Trauer versetzt. Jener Krieg war von den Besitzungen der deutschen Fürsten so weit entfernt, dass sich schwer einsehen lässt, wie der Brand von einem Weltteile zu einem andern übergreifen konnte, der scheinbar gar keine Verbindungen mit ihm hat. Dank der Staatskunst unseres Jahrhunderts gibt es aber gegenwärtig keinen Streit in der Welt, so klein er auch sei, der nicht in kurzer Frist die gesamte Christenheit zu ergreifen und zu entzweien vermöchte.» Seine eigene Rolle

reduziert der Preußenkönig damit gleichzeitig auf die eines rein Reagierenden.

Bereits auf der Ebene der Diplomatie sollte sich zeigen, wie die Rivalität in den Kolonien auf Europa zurück wirkte. Ein erneuertes Bündnis Österreichs mit England unter Hinzuziehung Frankreichs hätte im Grunde näher gelegen als der erfolgte Wandel der Allianzen, war aber durch den Interessengegensatz der beiden Kolonialmächte unmöglich geworden. So verfolgte der britische Premierminister Thomas Pelham-Holles, Duke of Newcastle, zunächst den Plan, das «alte System» eines britisch-österreichischen Bündnisses wieder aufleben zu lassen. Stärker als solche theoretischen Überlegungen sollten sich allerdings die Vorgänge in den Kolonien, vor allem in Nordamerika, auswirken. Der französische Minister Choiseul etwa klagte 1759, dass das «Gleichgewicht der Macht in Amerika zerstört worden sei». Die strukturellen Rahmenbedingungen des europäischen Mächtekonzertes änderten sich vor allem durch die allmähliche Entwicklung einer globalen Marktökonomie. Und so war der politische Status einer Nation fortan immer auch abhängig von ihrer ökonomischen Position auf dem Weltmarkt. Der primär ökonomisch motivierte Kampf um die Kolonien musste somit zwangsläufig immer stärker auch auf die innereuropäischen Machtkonstellationen zurückwirken. Im Sinne einer sogenannten «entangled history» ist es wohl am sinnvollsten, davon auszugehen, dass Rückwirkungen in beide Richtungen erfolgen konnten, dass man es also mit einem regelrechten Netz von Interdependenzen zu tun hat. So hat William Pitt, der nach dem Tod des eher pazifistisch eingestellten Henry Pelham im März 1754 in England zum Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, mit dem berühmten bereits erwähnten Satz, dass die Briten Amerika bzw. Kanada in Deutschland gewonnen hätten, der untrennbaren Verknüpfung beider Kriegsschauplätze Ausdruck verliehen.

Die britische Überseepolitik bekam nach dem Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) eine neue Dynamik. Waren die Entwicklungen in den Kolonien seit längerem ein fester Bestandteil britischer Politik gewesen. So brachte der Siebenjährige Krieg nun

einen allmählichen Wandel von der Kolonial- zur Imperialpolitik. Als einer der wesentlichen Motoren dieser Entwicklung kann der «Fiscal-Military State» Großbritanniens (J. Brewer) betrachtet werden. England befand sich im Rahmen eines zweiten «Hundertjährigen Krieges» unausgesetzt im Kampf mit Frankreich, ein Konflikt, der immer mehr Steuergelder verschlang. Eher zögerlich und reaktiv als planend und aktiv ging der britische Staat daher daran, seine Besteuerungspolitik auch auf die kolonialen Einflusssphären auszuweiten. Die Besitzungen in der Karibik, die Siedlerkolonien in Nordamerika und die Niederlassungen der East India Company auf dem indischen Subkontinent wurden nun im Rahmen eines gesamten, weltumspannenden British Empire wahrgenommen und koordiniert. Spätestens ab den 1750er Jahren spitzte sich die Situation in den Kolonien vor allem in Indien und in Nordamerika dabei immer mehr zu. Britische Siedler drangen weiter nach Westen vor und gerieten zunehmend sowohl mit den Indianern als auch mit den französischen Handelsaktivitäten in Konflikt. Die Franzosen kontrollierten Kanada und Louisiana und weckten durch den Ausbau ihrer Stützpunkte den Argwohn der Briten, denn sie verfolgten das Ziel, eine Art militärisch gesicherte Nord-Süd Barriere von den großen Seen bis nach Louisiana zu errichten. Ganz ähnlich gestaltete sich die Situation auf dem indischen Subkontinent, wo sowohl im Südosten in Karnataka als auch im Nordosten in Bengalen britische und französische Niederlassungen in unmittelbarer Nachbarschaft existierten und um die Vorherrschaft auf dem indischen Markt rangen. Ihre besondere Konfliktdynamik erhielt die Situation vor allem durch das Handeln privatwirtschaftlicher Akteure wie der Ostindienkompanien, deren Vertreter vor Ort, die sogenannten «men on the spot», selbst politisch wie militärisch aktiv wurden.

Auch der Duke of Newcastle engagierte sich nun für die britischen Interessen in Amerika, deren Wahrung in der britischen Öffentlichkeit lautstark eingefordert wurde. Das Kabinett entschloss sich schließlich zur Entsendung britischer Truppen, welche die Franzosen an vier strategisch wichtigen Punkten angreifen sollten, obwohl formal noch gar keine Kriegserklärung vorlag. Auch

Frankreich begann nun notgedrungen, eigene Truppen nach Amerika zu entsenden. Beide Länder näherten sich damit dem Beginn eines ausgedehnten Krieges. Auf dem europäischen Kontinent hatte England gleichzeitig für die Sicherung Hannovers Sorge zu tragen. Dies führte zunächst jedoch nicht zu der später erfolgten Annäherung an Preußen, sondern zu einem Subsidienvertrag mit Russland im September 1755, fürchtete man doch, Preußen könnte sich gegen Hannover wenden. Friedrich II. geriet dadurch seinerseits unter Zugzwang und suchte das Gespräch mit den Briten. In London wandelte sich die vormalige Einstellung nun recht rasch, da man meinte, eine Neutralität Preußens gegenüber Hannover wäre zum einen sicherer, zum anderen kostengünstiger als mit Unterstützung Russlands einen unpopulären und kostenintensiven Krieg auf dem Kontinent zu führen. Angesichts der gleichzeitig drohenden Mobilmachung der russischen Armee war Friedrich nun umso eher bereit, auf die englischen Avancen einzugehen. Am 16. Januar 1756 schlossen Preußen und England die Konvention von Westminster ab, die beide Teile dazu anhielt, den Frieden im Reich zu wahren und den Einmarsch fremder Truppen abzuwehren.

Obwohl gar nicht als Mittel zum Umsturz der europäischen Bündnissysteme gedacht, sollte die Westminsterkonvention rasch zu einem nachhaltigen Wandel der Koalitionen beitragen. Frankreich fürchtete eine Isolation durch die Annäherung Preußens an England und war nun auch geneigt, den österreichischen Angeboten zur Zusammenarbeit ernsthaft entgegen zu kommen. Auch in Russland bestärkte das Abkommen eine Neuausrichtung, denn der Vertrag mit England hatte ja einzig einem möglichen russischen Krieg mit Preußen gedient und wurde somit im Grunde hinfällig. Die Abkühlung der russisch-britischen Beziehungen hatte nun eine Intensivierung der Beziehungen des Zarenreiches zu Frankreich und Österreich zur Folge. Frankreich verhielt sich bei alldem recht passiv und überließ zunächst anderen Mächten die diplomatische Initiative. Erst die Konvention von Westminster ebnete Kaunitz somit den Weg, die insgesamt eher zurückhaltenden Franzosen für sich zu gewinnen. Gerade auf Friedrich II. musste diese Annäherung

recht beunruhigend wirken, hatte für ihn doch der habsburgisch-bourbonische Gegensatz zu den unverrückbaren Grundfesten der europäischen Mächteordnung gezählt. Der folgenreiche, als «renversement des alliances» in die Geschichte eingegangene Umsturz der Bündnisse verweist sowohl auf statische als auch auf dynamische Aspekte der politischen Kultur des 18. Jahrhunderts. Einerseits bemühte Kaunitz das Bild eines historisch ebenso gefestigten wie legitimierten Staatensystems, demgegenüber Preußens Rolle als zu disziplinierender Unruhestifter umso deutlicher hervortreten musste. Andererseits wurde später sowohl die Neuartigkeit als auch der geradezu experimentelle Charakter des Vorgangs hervorgehoben, der alte Vorurteile überwunden habe. Im Blick auf die osteuropäische Geschichte mag dies hingegen weniger als massiver Bruch erscheinen, sondern eher als kurzfristige Unterbrechung einer Koalition der drei schwarzen Adler von Preußen, Österreich und Russland und deren Bestrebungen, Polen unter sich aufzuteilen. Dennoch hat gerade die russische Diplomatie mit besonderem Nachdruck auf eine Entfesselung des Krieges hingearbeitet, allerdings mit dem eher defensiven Ziel der Eindämmung preußischer Macht zur Sicherung der eigenen Einflusssphäre im Westen. Der Anspruch, im Falle eines Sieges Ostpreußen als Tauschobjekt für polnische Gebiete zu erhalten, entstand hingegen erst im Zuge des Wandels der Bündnisse und des Scheiterns einer englisch-russischen Verbindung.

In der älteren deutschen Diskussion über die Gründe des Kriegsausbruchs, die in erster Linie um die Frage nach der Verantwortung des Preußenkönigs kreiste, haben sich vor allem zwei Positionen herauskristallisiert: Für die einen führte Friedrich II. einen defensiven Präventivkrieg, während es für die anderen ein Angriffskrieg war. Friedrich selbst hatte die Deutungsfigur des Präventivkriegs noch während des Krieges vorgegeben, als er am 3. Juli 1761 an den britischen Secretary of State William Pitt schrieb: «Wenn ich den Anschlägen der Königin von Ungarn und meiner Feinde zuvorgekommen bin, so geschah es darum, weil ich von ihren Plänen unterrichtet war, weil ich beglaubigte Schriftstücke über dieselben in der Hand hatte, und um

den bekannten Grundsatz zu befolgen: praevenire quam praeveniri. Ohne Zweifel wird jedermann, wenn er nur wenig vernünftig ist, seinen Feinden nicht Zeit lassen, ruhig alle Vorbereitungen zu treffen, um ihn zu vernichten, und wird seinen Vorsprung benutzen, um sich in den Vorteil zu setzen.» Die beiden Deutungsmuster Präventiv- und Angriffskrieg erwiesen sich als ideologisch derart unvereinbar, dass es unter Historikern wiederholt zu heftigen publizistischen Auseinandersetzungen kam, die auch die eine oder andere wissenschaftliche Karriere gefährden konnten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts argumentierte beispielsweise Albert Naudé, Redakteur bei der Herausgabe der politischen Korrespondenz Friedrichs II. für die Kriegsjahre, im Sinne des Präventivkriegs und geriet dadurch in eine erbitterte Kontroverse mit Max Lehmann, dem Friedrich gegenüber kritisch eingestellten Direktor der Preußischen Staatsarchive. Zusätzliche Evidenz bekam die These vom Angriffskrieg, als Lehmann die lange unter Verschluss gehaltenen politischen Testamente Friedrichs II. in die Diskussion einbeziehen konnte, in denen der Preußenkönig 1752 ganz offen über seine Annexionspläne bezüglich Sachsens räsoniert hatte. «Sachsen wäre jedoch am nützlichsten», hatte Friedrich in seinen politischen Träumereien (rêveries politiques) geschrieben und damit die bis in die Gegenwart anhaltende Diskussion seiner Kriegsziele geschürt. Beide Lager in diesem preußischen Historikerstreit waren in der Regel allerdings mehr an einer moralischen Legitimation bzw. Delegitimation interessiert als an strukturellen Erklärungen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das relationale Agieren der europäischen Akteure in der Forschung stärker berücksichtigt.

Auch Friedrich II. selbst war im Grunde einer strategischen Illusion ebenso erlegen wie dem Eindruck früherer Erfolge, die unter ganz anderen Bedingungen erreicht worden waren. Ihm schwebte ein kurzer, rascher und entscheidender Feldzug vor, und er hatte dabei wohl unweigerlich die Erfolge in den beiden ersten schlesischen Kriegen vor Augen. Aus dem kurzen Angriffskrieg sollte in der Folge tatsächlich jedoch ein langwieriger Defensivkrieg werden, in dem die Erhaltung des Status quo letztlich als großer Erfolg gelten konnte. Der Preußenkönig wusste aus diplomatischer

Kommunikation wie aus Spionageaktivitäten von der sich um ihn zusammenziehenden Koalition und entsprechenden Truppenbewegungen und ersuchte daher Maria Theresia wiederholt um Nichtangriffsgarantien, auf die aber nur diplomatisch ausweichend geantwortet wurde. Wie Kaunitz möglicherweise in Kenntnis der politischen Mentalität Friedrichs II. bereits erwartet hatte, unternahm der König nun aktiv militärische Schritte. Seine Initiative zum Angriff – sei er nun präventiv gedacht gewesen oder nicht – löste eine ganze Kette von Reaktionen aus, die nicht im Sinne eines schnellen und entscheidenden Schlages sein konnten. Im ersten Vertrag von Versailles waren Österreich und Frankreich zunächst ein Defensivbündnis eingegangen, das nur im Angriffsfall in Kraft treten sollte. Dies galt jedoch nicht für eine britisch-französische Konfrontation, der gegenüber sich Österreich neutral erklärte. Der avisierte Angriffsfall aber war nun gegeben. Mit dem Einmarsch in Sachsen drang der Preußenkönig gleichzeitig in ein neutrales Territorium des Heiligen Römischen Reiches ein und setzte damit einen Reichskrieg gegen sich in Gang.

Die Frage nun, wie aus einem begrenzten Konflikt in den Wäldern Nordamerikas ein weite Teile der Welt erfassender Krieg werden konnte, muss ebenso wie die Frage nach der Rationalität des Einmarschs in Sachsen im Rahmen ihrer strukturellen Bedingungen betrachtet werden. Das außenpolitische Handeln hatte sich gewandelt: Traditionelle Konstellationen wurden zugunsten aktueller Interessenlagen aufgegeben. Die Dynamiken von Globalisierungs- und Staatsbildungsprozessen führten zu einem fragilen Zustand, in dem Bedrohungsängste, die Mobilisierung nationaler Öffentlichkeiten, private Handelsinteressen und expansive Rüstungspolitik dazu beitragen konnten, dass scheinbar begrenzte Ereignisse einen nicht mehr zu kontrollierenden Flächenbrand verursachten. Erst in jenem Wechselspiel der Akteure mit den ihnen vorgegebenen Strukturen lässt sich die Dynamik eines frühmodernen Weltkrieges fassen. Der Siebenjährige Krieg war weder das Ergebnis einer ausformulierten geopolitischen Agenda Großbritanniens zur Etablierung eines britischen Weltreichs noch eines gezielten preußischen oder russischen Expansionsplans.

Ebenso wenig ist er auf die eher reaktiven bzw. restaurativen Motive Frankreichs oder Österreichs zu reduzieren. Vielmehr ist von einer situativen Handlungsdynamik auszugehen, die angesichts des sich erst ausdifferenzierenden europäischen wie globalen Staatensystems zu unkontrollierbaren Folgen führte. Die Problemzonen Brandenburg-Preußen, Nordamerika und Indien bildeten dabei drei Pole eines gemeinsamen Konfliktherdes, der vom Zusammenhang der innereuropäischen Sicherheitsinteressen der Kolonialmächte geprägt war. Der Versuch, die kolonialen Interessenkonflikte aus dem innereuropäischen Einflussbereich herauszuhalten, führte durch die Wahl Preußens zum britischen Bündnispartner letztlich jedoch eher zur Eskalation als zur Entspannung im Hinblick auf den österreichischen Revisionswillen und das Sicherungsbestreben Russlands.

III. Ein Krieg der Schlachten
Der Kriegsverlauf auf dem europäischen Schauplatz

Die ersten Schüsse auf dem europäischen Kriegsschauplatz fielen nicht in Sachsen, sondern auf den Balearen. Der Duc de Belle-Isle, Kommandeur einer am Atlantik zusammengezogenen französischen Armee hatte sich im Februar 1756 zu einer Doppelstrategie entschieden und plante eine Invasion in England und eine Expedition gegen die Insel Menorca. Im April 1756 landete eine französische Invasionsstreitmacht unter dem Marquis de la Galissonière auf der Balearen-Insel. Die Franzosen waren mit zwölf Linienschiffen, drei Fregatten und 173 Transporteinheiten mit insgesamt 25 Infanteriebataillonen gelandet, die zusammen eine Armee von rund 15.000 Mann ausmachten, und rüsteten sich zur Belagerung von Fort St. Philip am britischen Stützpunkt Port Mahon. Angeführt wurden sie vom Marschall François Armand de Plessis, Duc de Richelieu, während die Briten sich mit gerade einmal 5000 Mann unter Führung des 84jährigen Gouverneurs William Blakeney zu verteidigen hatten. Der Versuch, die Belagerung mit einer Flotte von 17 Schiffen unter Führung von Admiral John Byng zu entsetzen, scheiterte am 10. Mai in einer Seeschlacht vor Port Mahon. Die Belagerung durch die Franzosen konnte somit ungehindert fortgesetzt werden und Blakeney musste sich schließlich am 28. Juni ergeben. Byng wurde daheim wegen militärischen Versagens vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und schließlich am 14. März 1757 auf dem Deck seines Flagschiffes, der *Monarch,* exekutiert. Byngs Niederlage gegen die Franzosen hatte zuvor zu einer regelrechten Medienkampagne gegen den Admiral geführt, die die britische Öffentlichkeit gegen ihn mobilisierte. Karikaturen wurden gedruckt, und die Menschen verbrannten Puppen des Admirals auf der Straße. Dennoch wurde das Todesurteil durch den König in den Kreisen von Militär und

Politik als unverhältnismäßige Härte aufgefasst. Acht Tage nachdem die Nachricht von Byngs Niederlage London erreicht hatte, erfolgte am 18. Mai 1756 die offizielle Kriegserklärung Englands an Frankreich.

In seine heiße Phase trat der Krieg auf dem Kontinent jedoch erst einige Monate später ein, als Friedrich II. am 29. August 1756 mit ca. 63.000 Soldaten in Sachsen einmarschierte. In der Absicht, einen ebenso schnellen wie entscheidenden Schlag gegen Österreich zu führen, galt es, die strategisch wichtigen Punkte für die Winterquartiere zu besetzen, von denen aus der Feldzug im Sommer 1757 geführt werden sollte. Der Kriegführung der Zeit und ihren knappen Ressourcen entsprechend, planten Preußen wie Österreicher, den Konflikt mit *einem* Feldzug zu entscheiden. In den Wintermonaten, von etwa Dezember bis April, agierte die Diplomatie, während die Armeen in die Winterquartiere gingen. War Friedrich bereits am 9. September in Dresden einmarschiert, so gelang es einer sächsischen Armee von 19.000 Mann unter Führung von Generalfeldmarschall Friedrich August Graf Rutowski, sich in ein befestigtes Lager auf einer Hochebene nahe Pirna in der sächsischen Schweiz südöstlich von Dresden zurückzuziehen. Diese hatte der preußischen Einnahme jedoch wenig entgegenzusetzen.

Friedrich II. ließ das sächsische Kabinettsarchiv plündern, um kompromittierende Belege für ein antipreußisches Bündnis zu finden, und machte sich sogleich an die Organisation der ökonomischen Ausbeutung Sachsens. Nicht nur Sachsens Steueraufkommen floss von nun an in den preußischen Wehrhaushalt, man manipulierte unter anderem auch die in Dresden geprägten polnischen Münzen und beeinträchtigte damit nachhaltig die polnische Wirtschaft. Um die verbleibende sächsische Armee in Pirna einzukreisen, sandte Friedrich Truppen nach Böhmen und Mähren und ließ schließlich am 13. September preußische Truppen ohne formale Kriegserklärung in habsburgisches Territorium einmarschieren, um der seiner Ansicht nach drohenden Aggression zuvorzukommen.

Wien hatte sich seinerseits bereits seit dem Sommer militärisch auf etwaige Angriffe vorbereitet und zwei Armeen unter

Feldmarschall Maximilian Ulysses Browne und General Octavius Piccolomini in Böhmen stationiert. Browne sah sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, gleichzeitig den preußischen Vormarsch in Böhmen zu stoppen und die eingeschlossenen Sachsen in Pirna zu entsetzen. Er versuchte nun, die preußische Armee in Böhmen zu binden, indem er seine Armee bei Lobositz konzentrierte und gleichzeitig ein aus Reiterei bestehendes Korps nach Pirna entsandte. Am 1. Oktober kam es zu einem Treffen mit den preußischen Truppen, der ersten größeren Schlacht auf dem europäischen Kriegsschauplatz. Die Begegnung war nicht geplant, und so war Friedrich zunächst der Auffassung, es nur mit einer österreichischen Nachhut zu tun zu haben, die leicht durch eine Kavallerieattacke zu zersprengen wäre. Zwei Angriffe schlugen fehl, und der König befand sich bereits mit seiner Garde auf dem Rückzug, als es der preußischen Infanterie gelang, Lobositz einzunehmen. Daraufhin räumte Browne schließlich das Feld, um seine Truppen nicht aufzureiben und doch noch seiner Hauptaufgabe, dem Entsatz der Sachsen, nachzukommen. In der öffentlichen Berichterstattung rechneten sich später beide Heerführer einen Sieg an, da beide meinten, das Schlachtfeld behauptet zu haben.

Während die Preußen Lobositz hielten, nutzte Browne die Situation, um die eingeschlossenen Truppen in Pirna zu erreichen. Da die Sachsen massive Kommunikations- und Koordinationsprobleme hatten, gelang es ihnen jedoch nicht, sich mit Browne zu vereinigen. Sein einziger Erfolg blieb es, die Preußen an der Einrichtung von Winterquartieren in Böhmen gehindert zu haben. Die in Pirna eingeschlossenen sächsischen Truppen unter Feldmarschall Rutowski kapitulierten am 17. Oktober. Nach der Kapitulation wurden 17.000 der 18.000 sächsischen Soldaten zum Eintritt in die preußische Armee gezwungen, eine Maßnahme, die nicht nur von allen Seiten heftig kritisiert wurde, sondern sich auf längere Sicht auch als äußerst ineffektiv erwies, da die weiterhin loyalen sächsischen Regimenter immer wieder meuterten und desertierten. Die preußische und die österreichische Armee begab sich anschließend in ihre

Winterquartiere und bereitete sich auf den langen Feldzug des Jahres 1757 vor.

In Ostpreußen und Pommern hatte Friedrich eine weitere Armee und ein Reservekorps stationiert, um gegen eventuelle russische Vormärsche gerüstet zu sein. Im Sommer 1756 sah es allerdings nicht so aus, als ob Russland einen effektiven Vorstoß unternehmen könnte. Nicht allein seine militärischen Mobilisierungsversuche gerieten merklich ins Stocken, auch auf dem diplomatischen Parkett sah es zeitweise nach einer preußischrussischen Annäherung aus. Im Dezember kam jedoch die für Friedrich ernüchternde Nachricht, dass Russland nun der österreichisch-französischen Allianz beigetreten sei und 100.000 Mann ins Feld zu führen gedenke. Am 11. Januar schloss sich das Zarenreich formal dem Versailler Vertrag an und am 2. Februar ging man in St. Petersburg eine Bündniskonvention mit dem Habsburgerreich ein. Auch zwischen Österreich und Frankreich hatte es mittlerweile eine weitere Annäherung im Zeichen eines Offensivbündnisses gegeben. Frankreich spekulierte auf die Inbesitznahme der österreichischen Niederlande, womit eine wichtige strategische Position gegenüber England in greifbare Nähe gerückt war. Am französischen Hof entwickelte sich das politische Klima im Winter zugunsten Österreichs, sodass man im Mai 1757 einen zweiten Versailler Vertrag schloss, der Österreich eine Subsidienzahlung von 12.000 Gulden zusicherte und Frankreich zur Mobilisierung einer Armee von 105.000 Mann verpflichtete. Der sich allmählich um Preußen schließende Ring verdichtete sich ein weiteres Mal, als Schweden im Frühjahr 1757 einen Vertrag mit dem Reich unterzeichnete, in dem es sich als Garant des Westfälischen Friedens verpflichtete, gegen Friedrich II. als Störer der alten Reichsordnung vorzugehen. Im September 1757 schließlich marschierten schwedische Truppen im preußischen Pommern ein und am 22. September trat Schweden offiziell der französisch-österreichischen Allianz bei.

Friedrich II. sah sich 1757 folglich mit einer schwierigen Ausgangslage konfrontiert, hatten seine diplomatischen Initiativen doch gerade die Koalitionsbildung provoziert, die er am meisten gefürchtet und zu vermeiden gesucht hatte. Äußerte der preußische

König wiederholt die Ansicht, das kommende Jahr würde die Entscheidung bringen, so war er sich doch zunächst nicht schlüssig, welche militärische Strategie er wählen sollte. Nach Beratung mit seinen ältesten Generälen Kurt Christoph von Schwerin und Hans Karl von Winterfeldt verwarf er eine defensive Vorgehensweise und begann eine weitere radikal angelegte Präventivoffensive. Mit vier Heeresteilen von insgesamt 116.000 Mann startete er im April 1757 die Invasion in Böhmen mit Prag als Ziel. Auf österreichischer Seite hatte man mittlerweile Prinz Karl von Lothringen an die Spitze der Streitkräfte berufen, der nun gemeinsam mit Browne die Armee führen sollte. Angesichts des unerwartet entschlossenen preußischen Vorstoßes kam es jedoch zu Uneinigkeiten über die Wahl der Strategie. Während Browne für ein offensives, auf einen Angriff auf einen der beiden nun von vier auf zwei Heeresteile vereinigten preußischen Truppen zielendes Vorgehen plädierte, wollte Karl eher abwarten, um sich später mit französischen und russischen Truppen zu vereinigen. Genau das aber wollte Friedrich II. mit allen Mitteln verhindern. Bei Reichenberg kam es am 21. April zu einem kleineren Gefecht einer preußischen Armee unter Führung des Herzogs von Bevern mit einer österreichischen Armee unter Graf Königsegg. Bevern schaffte es damit, Unruhe in die österreichische Aufstellung zu bringen. Am 6. Mai gelang es den Preußen, ihre beiden Heeresteile bei Prag zu vereinen. Damit waren sie zahlenmäßig den Österreichern überlegen, da es diesen nicht gelungen war, ihre Truppen vollständig zu versammeln. Da der Preußenkönig jedoch rund 30.000 Mann unter Führung von Feldmarschall James Keith als Reserve zur Deckung eines eventuellen Rückzugs zurück ließ, traten sich beide Armeen am 6. Mai 1757 vor den Mauern Prags in annähernd gleicher Stärke entgegen.

Ganz im Einklang mit seiner Maxime, dass erfolgreiche Kriege «kurz und vif» sein sollten, de facto aber wohl ebenso aus pragmatischer Notwendigkeit, suchte Friedrich II. immer wieder die Entscheidung in der Schlacht und stellte sich damit in gewisser Weise quer zur herrschenden strategischen Doktrin, nach der aufreibende Schlachten möglichst zu vermeiden waren. So hatte

Friedrich hier möglicherweise die Hoffnung auf eine Entscheidungsschlacht im Kopf, die den Feldzug schnell beenden würde. Um sieben Uhr morgens traten die preußischen Linien zum Angriff an, doch die Kämpfe brachten keine sichtbare Entscheidung. Beide Seiten erlitten hohe Verluste, Feldmarschall von Schwerin wurde getötet, Winterfeldt schwer verwundet. Irgendwann geriet jedoch die Aufstellung der Österreicher ins Wanken und zwang sie zum Rückzug. Nach einer fünfstündigen Schlacht trugen die Preußen schließlich den Sieg davon, und die Österreicher zogen sich hinter die Mauern Prags zurück. Die Schlacht von Prag zählt zu den blutigsten Schlachten des 18. Jahrhunderts. Auf preußischer Seite waren Verluste von rund 14.500 Toten und Verwundeten zu verzeichnen, auf österreichischer Seite beliefen sie sich auf rund 13.400 Mann.

Um den mit hohen Verlusten errungenen Sieg wirklich zu einem entscheidenden Schlag zu machen, musste Friedrich nun auch die in Prag eingeschlossenen Truppen unter seine Kontrolle bringen. Für eine Belagerung war die preußische Armee zunächst aber technisch nicht gerüstet; dennoch konnte man Ende Mai mit dem Bombardement beginnen. Auch nach fünf Tagen Beschuss zeigte sich jedoch noch keine nachhaltige Wirkung. Friedrich und seine Generäle hatten die Problematik der Belagerung unterschätzt. Die 49.000 Eingeschlossenen ließen sich gegen alle Erwartung nicht aushungern und hofften auf die herannahende Entsatzarmee. Sie kam Mitte Juni unter der Führung von Generalfeldmarschall Leopold von Daun. Während die sich von Westen hannoverschem Territorium nähernden Franzosen inzwischen bereits Köln eingenommen hatten, und sich russische Truppen Ostpreußen näherten, suchte Friedrich abermals eine endgültige Entscheidung des Feldzugs in Böhmen.

Um eine Vereinigung der beiden österreichischen Armeen zu verhindern, zog der Preußenkönig einen Teil der Belagerungsarmee ab und marschierte in Richtung Kolin, einer Stadt im Südosten Prags. Hier kam es am 18. Juni erneut zu einer heftigen Schlacht. Daun hatte seine Truppen in einer sehr vorteilhaften hügeligen Position entlang der Kaiserstraße, der Hauptverkehrsader zwischen

Prag und Wien, aufgestellt. Schon zahlenmäßig waren die Preußen merklich unterlegen; rund 33.000 preußischen Soldaten stand eine Armee von knapp 60.000 Österreichern gegenüber, sodass einige der preußischen Generäle bereits das mit einem Angriff verbundene Risiko deutlich erkannten. Ein frontaler Angriff schien in dieser Situation aussichtslos; so entschied sich Friedrich für einen Angriff auf den rechten Flügel. Daun durchschaute jedoch Friedrichs Absicht und verstärkte diesen Abschnitt. Da eine vollständige Umfassung des österreichischen rechten Flügels nicht gelang, entschloss sich Friedrich zu einem Durchbruch im Zentrum der österreichischen Linien. Am späten Nachmittag sah es bereits fast nach einem preußischen Sieg aus, als sich die Österreicher zu einer geballten Kavallerieattacke entschieden. Die österreichische Reiterei überrannte die Preußen und besiegelte deren Niederlage. Die preußische Armee verlor bei Kolin fast 14.000 Männer, die österreichische rund 9000. Friedrich floh zurück nach Prag und war gezwungen, die dortige Belagerung sofort abzubrechen. Dauns Männern gelang es am 26. Juni, sich mit den in Prag stehenden Truppen zu vereinigen. Ein Großteil der so vereinigten Armee unter Führung von Karl von Lothringen machte sich nun an die Verfolgung der Preußen und zwang Friedrich Anfang August zum Rückzug nach Sachsen. Ein Rückzug, der durch nachsetzende österreichische leichte Truppen unter Franz Leopold von Nádasdy und Ernst Gideon von Laudon den Preußen, aufgeteilt in zwei Gruppen unter Führung des Königs und seines Bruders Prinz August Wilhelm, weitere Verluste einbrachte. Der Sieg von Kolin wurde in Österreich enthusiastisch gefeiert und führte zur Stiftung des Maria-Theresien-Ordens. Die Kaiserin selbst hatte den Tag der Schlacht als den «Geburtstag der Monarchie» gepriesen. Für Friedrich II. stellte sich hingegen der böhmische Feldzug als ein schwerer Verlust dar. Seine Streitkräfte waren um 30.000 Mann dezimiert worden, es drohte ein Mehrfrontenkrieg und die finanzielle Situation war desaströs. Der Staatsschatz schmolz in den ersten anderthalb Jahren des Krieges von 13,1 auf rund 1,2 Millionen Taler. Auch Friedrichs Nimbus der Unbesiegbarkeit war durch die Niederlage von Kolin deutlich beschädigt worden.

Die österreichische Hauptarmee zerstörte bei ihrer Verfolgung am 23. Juli die Stadt Zittau in der Lausitz. Da die preußischen Truppen jedoch bereits abgezogen waren, war dies eine militärisch weitgehend sinnlose Handlung, die in der Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit erregte und von beiden Seiten scharf kritisiert wurde. Während der Herzog von Bevern mit 43.000 Mann in der Lausitz verblieb, wandte sich Friedrich mit einer weiteren Armee westwärts, um sich den nahenden Franzosen entgegenzustellen. Nachdem General Andreas Hadik am 5. September Bautzen eingenommen hatte, sah sich auch Beverns Armee bald darauf heftigen Attacken der österreichischen leichten Truppen ausgesetzt. Schon bald waren von den 43.000 nur noch 37.000 Mann übrig, doch Karl von Lothringen zögerte, einen vernichtenden Schlag gegen die verbleibenden Preußen zu führen, mit denen sich Bevern bei Liegnitz verschanzt hatte. Sicherer erschien es den Österreichern, zunächst die Festung Schweidnitz in Schlesien einzunehmen und gleichzeitig ein Korps leichter Truppen unter Graf Hadik in Richtung der ungedeckten preußischen Hauptstadt zu entsenden. Hadik gelang vom 16.–17. Oktober eine kurze Einnahme und Plünderung Berlins, die aber strategisch ohne weitere Folgen blieb.

Im Westen des Reiches hatten die Franzosen im März 1757 mit ihrem Vormarsch begonnen, Mitte April den Rhein überquert und Geldern und Wesel eingenommen. Ende April standen sie bereits bei Münster und zwangen die preußischen Verbände, bis nach Bielefeld zurückzuweichen. In den beiden folgenden Monaten gelang es ihnen, im Norden bis Emden und im Süden bis Kassel vorzudringen und beide Städte einzunehmen. Die Briten hatten sich bis dahin recht defensiv verhalten und 1756 zunächst Teile ihrer «Observationsarmee» aus Truppenkontingenten Hannovers, Braunschweigs, Hessen-Kassels, Schaumburg-Lippes und Sachsen-Gothas nach England eingeschifft, um gegen eine mögliche französische Invasion geschützt zu sein. Erst im Juni 1757 waren die Truppen unter dem Kommando des Duke of Cumberland wieder im Westen des Reiches stationiert, und man versuchte, Pläne zu einer britischen Initiative an den Küsten Frankreichs wie

Norddeutschlands zu realisieren. Mitte Juli näherten sich die Franzosen den alliierten Truppen bei Hameln. Südöstlich von Hameln, bei Hastenbeck, kam es am 26. Juli 1757 zu einer Schlacht, in der die Engländer unter dem Duke of Cumberland den Franzosen unter Führung des Marschalls d'Estrées gegenüber standen. Die Schlacht verlief insgesamt kurios und endete mit einem Unentschieden, denn beide Heerführer hatten sich zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Gefechts, in der Annahme, der Gegner gewinne die Oberhand, zum Rückzug entschlossen, sodass schließlich keiner den Sieg davontrug. Die Franzosen kehrten allerdings schneller wieder auf das Schlachtfeld zurück und reklamierten damit symbolisch ihren Sieg. In der Folge wurde d'Estrées durch Marschall Richelieu ersetzt, der nun mit großer Energie den französischen Vormarsch vorantrieb. Binnen kurzer Zeit kontrollierten die Franzosen fast das ganze kurhannoversche Territorium, sodass sich Cumberland zu Verhandlungen gezwungen sah. Zwischen dem 8. und dem 10. September 1757 unterzeichneten beide die Konvention von Kloster Zeven, die den Franzosen die Kontrolle über die meisten von ihnen besetzten Gebiete zusicherte und die hannoverschen Truppen an die Gegend um Stade band.

In Ostpreußen rückte ein Aufeinandertreffen der dort stationierten preußischen Armee unter General Hans von Lehwaldt und der ab Ende Juni 1757 in Ostpreußen einmarschierenden russischen Armee unter Feldmarschall Stephan Fedorowitsch Apraxin näher. Insgesamt 88.000 Mann rückten in drei Kolonnen vor, von denen eine direkt auf Königsberg marschieren, eine weitere zur Festung Memel und eine dritte die Verbindung nach Pommern unterbrechen sollte. Nach der Einnahme der Festung Memel am 5. Juli vereinigten sich die drei Kolonnen am 13. August und marschierten in der Folge in Richtung Königsberg, um dort ihre Versorgung über den Seeweg zu sichern. Der inzwischen nur noch 55.000 Mann starken russischen Armee sollte Lehwaldt sich mit seinen 32.000 Soldaten unter allen Bedingungen entgegenstellen. Am 30. August 1757 kam es bei Groß-Jägersdorf zur Schlacht. Die von Friedrich verachteten russischen Soldaten erwiesen sich als äußerst standhaft und verfügten zudem über eine sehr effektive

Artillerie. Lehwaldt unterlag schließlich in einer blutigen Schlacht, in welcher die Preußen 4600 und die Russen rund 6000 Männer verloren. Obwohl die Soldaten der Zarin gesiegt hatten, zwang ein andauernder Mangel an Proviant die inzwischen auf 30.000 bis 40.000 Mann dezimierte Armee zunächst zum Rückzug nach Tilsit, dem schließlich die gänzliche Räumung Ostpreußens folgte. Die russischen Truppen bezogen nun ihre Winterquartiere in der Gegend um Tauroggen. Bestärkt durch den russischen Sieg unterzeichnete Schweden am 22. September ein Bündnis mit Frankreich und Österreich und wandte sich mit einer 25.000 Mann starken Armee gegen Pommern. So erhielt Feldmarschall Lehwaldt Ende September 1757 Befehl, sich nach Pommern zu begeben, um dort die Schweden zurückzuschlagen. Zunächst gelang es jedoch der schwedischen Armee, Usedom und Teile Preußisch-Pommerns zu besetzen. Nach dem Eintreffen der Lehwaldtschen Truppen wurden die Schweden gegen Ende November bis nach Stralsund zurückgeschlagen und dort im Januar 1758 eingeschlossen.

Doch nicht nur von außen geriet der Preußenkönig immer mehr in Bedrängnis. Bereits am 14. September hatte Kaiser Franz I. auf Reichsebene ein Dekret erlassen, das Friedrich II. als Kurfürsten von Brandenburg anwies, den Kurfürsten von Sachsen in Frieden zu lassen und das dem Preußen mit der Reichsacht drohte. Am 10. Januar 1757 trat in Regensburg der Reichstag zusammen, um über eine Mobilmachung im Reich zu debattieren. Die vorhergegangenen Bemühungen des preußischen Gesandten von Plotho, die Reichsstände um Neutralität zu bitten, waren ebenso erfolglos verlaufen wie der Versuch, die Stimmen des Corpus Evangelicorum, dem Zusammenschluss der lutherischen und reformierten Reichsstände, zu mobilisieren, führte doch gerade Sachsen den Vorsitz dieses Gremiums. Am 17. Januar verabschiedete eine große Mehrheit eine Resolution, in deren Folge eine Reichsexekutionsarmee aufgestellt wurde. Doch die Aufstellung einer Reichsarmee, zu deren Befehlshaber man den Feldmarschall Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen ernannte, war kein leichtes Unterfangen. Während Territorien wie Bayern und Württemberg zwar größere Subsidientruppen für Österreich

stellten, blieben ihre als Kreistruppen des Reiches gestellten Kontingente eher begrenzt. Immerhin gelang es Hildburghausen, bis zum August eine Armee von 30.000 Mann zu versammeln. Seine Truppen vereinigten sich mit der französischen Hilfsarmee unter General Soubise im Gebiet der sächsisch-thüringischen Fürstentümer und besetzten Coburg, Gotha und Erfurt. Friedrich versuchte schon bald mit einer Armee von 25.000 Mann den Verbund von Franzosen und Reichsarmee zu einer Schlacht zu bewegen, wurde aber durch die für ihn katastrophalen Nachrichten vom Ausgang der Schlacht von Groß-Jägersdorf, dem Abschluss der Konvention von Kloster Zeven und dem Vormarsch der Schweden dazu gezwungen, erneut mit Friedensangeboten an die Franzosen heranzutreten, die jedoch ignoriert wurden.

Soubise verfolgte nun nicht ohne Druck aus Wien seinerseits den Plan, den Preußenkönig in einer entscheidenden Schlacht zu besiegen. Zu einer folgenreichen Schlacht sollte es tatsächlich am 5. November beim sächsischen Rossbach kommen. Eine vereinte Streitmacht von Franzosen und Reichsarmee mit rund 41.000 Mann stand dort einer kleinen preußischen Armee von rund 22.000 Mann gegenüber. Beide Armeen hatten entlang der Saale operiert, die Friedrich schließlich überquerte, um den Gegner anzugreifen. Die Alliierten befanden sich in langen Kolonnen auf dem Marsch, als Friedrich und seine Generäle noch im Herrenhaus von Rossbach beim Mittagsmahl saßen. Als der Kapitän Friedrich Wilhelm von Gaudi vermeintlich mit seinem Fernrohr vom Dachgeschoss des Hauses die feindlichen Bewegungen erkannte, entschloss sich Friedrich unmittelbar zum Angriff. Gut postierte preußische Artillerie begann gegen 15.00 Uhr mit dem Feuer, und zwei Kavallerieattacken unter Generalmajor von Seydlitz brachten bereits eine Viertelstunde später den zahlenmäßig überlegenen Gegner rasch in Auflösung und zwangen die Truppen zu ungeordneter Flucht. Das Gefecht der Infanterie dauerte angeblich nur wenige Minuten und brachte nur sieben preußische Bataillone in den Kampf. Eine der kürzesten Schlachten des Siebenjährigen Krieges endete in verschiedenen Einzelgefechten, als sich gegen 17.00 Uhr schließlich die Dunkelheit über das Schlachtfeld legte. Die alliierte

Armee entging damit einer weiteren Verfolgung durch die Preußen, doch ihre Verluste erwiesen sich auch so bereits als fatal. Während die Preußen rund 500 Mann verloren, betrugen die gegnerischen Verluste das Zehnfache. Allein 6000 Franzosen gerieten in Gefangenschaft. Der Sieg von Rossbach war nicht nur ein militärischer Erfolg, sondern entfaltete in der europäischen Öffentlichkeit eine ungeheure Wirkung als Medienereignis. Der Ruf der französischen wie der Reichsarmee hatte durch die ungeordnete Flucht nachhaltig gelitten. Die Reichsarmee wurde daher später gar als «Reissausarmee» verspottet. Das Kommando über die alliierte Observationsarmee wurde nun dem Herzog Ferdinand von Braunschweig übertragen. Ende November hob man die Konvention von Kloster Zeven wieder auf und begann die Franzosen nach Westen zurückzudrängen.

In Schlesien hatten die Österreicher unter Daun und Hadik am 11. November die Festung Schweidnitz, wenige Tage später am 22. November Breslau eingenommen und waren nun ihrerseits bereit, dem Preußenkönig eine entscheidende Schlacht zu liefern. Die verbliebenen Männer der preußischen Armee vereinigten sich schließlich unter Führung von General Zieten mit den Truppen, die bei Rossbach gesiegt hatten. Am 28. November erreichte Friedrich II. mit seinen Truppen Parchwitz in der Nähe von Liegnitz, wo er sich am Morgen des 4. Dezember an seine Generäle und Regimentskommandeure wandte. Diese in deutscher Sprache gehaltene Ansprache wurde später als «Parchwitzer Rede» zu einem zentralen Mythos der preußisch-deutschen Militärgeschichte. Zwar kenne er die Schwierigkeiten des bevorstehenden Angriffs, aber in der Situation, in der er sich jetzt befinde, gehe es um «Sieg oder Tod! Alles ist verloren, wenn wir unterliegen! Denken Sie daran, meine Herren, dass wir bei diesem Anlaß für unseren Ruhm, für den Fortbestand unseres Heimatlandes, für unsere Frauen und Kinder kämpfen werden. Diejenigen unter Ihnen, die wie ich denken, können versichert sein, dass ich im Falle Ihres Todes für Ihre Frauen und Kinder sorgen werde; diejenigen jedoch, die es vorziehen, ihren Abschied zu nehmen, werden ihn auf der Stelle erhalten.» Mit dieser Ansprache trat Friedrich unter seine Offiziere und wurde symbolisch

einer von ihnen, packte sie jedoch gleichzeitig bei ihrer Ehre und ließ kaum noch ein Ausscheren aus der Gruppe zu.

Die Österreicher rechneten zu so später Jahreszeit nicht mehr mit einer Schlacht. Sie verließen ihre Verschanzungen bei Breslau und versuchten am linken Ufer der Weistritz eine defensive Position einzunehmen. Die preußischen Truppen setzten sich am 4. Dezember in Richtung Neumarkt in Marsch, wo die österreichische Armee ihre Feldbäckerei zurückgelassen hatte. Den Preußen gelang es bei ihrem Vormarsch, diese rasch zu erobern und sich so Brotvorräte für rund 40.000 Mann zu sichern. Am 5. Dezember 1757 kam es dann bei den Orten Sagschütz, Nypern und Leuthen, westlich von Breslau, zur Schlacht. Unter dem guten Vorzeichen des Neumarkter Brotgewinns begann Friedrichs Armee an jenem nebelverhangenen Tag gegen acht Uhr morgens mit dem Aufmarsch. Rein zahlenmäßig war Friedrich mit 35.000 Mann den 65.000 Österreichern deutlich unterlegen; trotzdem ergriff er auch diesmal die Initiative zum Angriff. Gegen zwölf Uhr kam das Gros der Preußen in Sichtweite der gegnerischen Armee, die sich auf eine Frontlinie von neun Kilometern verteilte. Friedrich II. kannte das Gelände von Manövern aus dem Jahr 1754 und realisierte, dass der rechte Flügel der Österreicher unter den gegebenen Bedingungen nur schwer anzugreifen war. Der linke Flügel war hingegen schwächer gesichert, sodass sich der Preußenkönig hier zu einem Angriff entschloss. So kam die legendäre schiefe Schlachtordnung zum Einsatz, bei der ein frontales Aufeinanderprallen der beiden ausgebreiteten Gefechtslinien zugunsten eines Flügelangriffs vermieden wurde. Auf Seiten der Österreicher war man uneins über die Beurteilung der Lage und der Befehlsverhältnisse; insgesamt ging man jedoch nicht von einem preußischen Angriff aus. Friedrich konnte nun in aller Ruhe im Abstand von nur wenigen Kilometern zur gegnerischen Front seinen geplanten Flankenmarsch durchführen.

Gegen ein Uhr mittags war der komplexe Linksschwenk der preußischen Kolonnen abgeschlossen und 20 Bataillone waren im Abstand von 50 Metern um rund einen Kilometer zurückversetzt. Nun erfolgte unter Artilleriebeschuss der Angriff der kompletten

preußischen Armee auf den linken Flügel der Österreicher. Das erste Treffen des Gegners wurde rasch geworfen, die österreichischen Linien gerieten bald in Unordnung und zogen sich nach Leuthen zurück. Dieses lang gestreckte Dorf bestand aus gut zu verteidigenden Viehhöfen und einem ummauerten Kirchhof. Gegen 14.30 Uhr erreichten die preußischen Linien die Siedlung. Im Häuserkampf um Leuthen entschied sich nun die Schlacht. Berühmt wurde vor allem der Verteidigungskampf des Regiments Rot-Würzburg auf dem Kirchhof, das sich hier noch einige Zeit gegen die Preußen behaupten konnte. Um 15.30 Uhr begann die preußische Infanterie mit einem weiteren Angriff östlich des Dorfes. Die Österreicher hofften nun auf ihre noch intakte Kavallerie auf dem rechten Flügel, die jedoch alsbald von der preußischen Reiterei attackiert wurde. Zwischen 16.00 und 17.00 Uhr brach die Dunkelheit herein und beendete die Schlacht. Die Österreicher versuchten nun über die Weistritz zu fliehen, und die erschöpften Preußen mussten ihre Verfolgung abbrechen. Am Ende des Tages wurde an einigen Feuern der auf dem Schlachtfeld lagernden preußischen Soldaten das Kirchenlied «Nun danket alle Gott» angestimmt, welches fortan als «Choral von Leuthen» in das Mythenarsenal des preußisch-protestantischen Militarismus wie der deutschen Geschichte insgesamt einging. Die Preußen verzeichneten 1000 Todesopfer und 5000 Verwundete, die Verluste von Österreichern und Reichsarmee beliefen sich auf 2000 Tote, 5000 Verwundete und rund 20.000 Gefangene. Obwohl Leuthen keine kriegsentscheidende Wirkung hatte, wurde die einmalig erfolgreiche Umsetzung der schiefen Schlachtordnung zum bekanntesten militärischen Erfolg Friedrichs II. Für die österreichische Armee in Schlesien waren die Folgen der Schlacht ähnlich desaströs wie für die Franzosen im Westen des Reiches nach Rossbach. Am 20. Dezember ergaben sich in Breslau 17.000 Mann den Preußen und am 18. April 1758 weitere 5000 bei der Eroberung der Festung Schweidnitz. Der Feldzug von 1757 war insgesamt typisch für den Verlauf des Krieges: Siege und Niederlagen wechselten sich in rascher Folge ab, ohne den Status quo wesentlich zu verändern.

Der Feldzug des Jahres 1758 sollte wesentlich kürzer ausfallen als der des Vorjahres, brachte aber mit dem zunehmenden Engagement der Briten sowohl in Europa wie in Übersee einige neue Wendungen. Friedrich begann die Kampagne mit einer Belagerung der Festung Olmütz in Mähren, jedoch ohne seine schwere Belagerungsartillerie hinzuzuziehen. Die Belagerung verlief daher weitgehend ergebnislos, bis sich der Preußenkönig entschloss, seine schwere Artillerie mit einer Eskorte von 12.000 Mann nachzuholen. Bei Domstadtl geriet jedoch ein Nachschubkonvoi am 30. Juni in einen Hinterhalt General Laudons und die Preußen verloren wichtige Munition und Verpflegung. Zwei Tage später brach Friedrich die Belagerung von Olmütz ab. Er suchte die Gelegenheit, Daun eine Schlacht zu liefern, doch die Österreicher warteten in gut geschützten Stellungen ab und führten gezielte kleine Schläge ihrer leichten Truppen gegen die preußischen Nachschublinien. Mittlerweile drangen die Russen unter Fermor immer weiter gegen Pommern und die Ostmark vor, sodass sich Friedrich schließlich genötigt sah, Böhmen und Mähren zu verlassen und sich Ende Juli nach Norden zu begeben.

Bei Zorndorf in der Nähe Küstrins kam es am 25. August 1758 zwischen Preußen und Russen zu einer der blutigsten Schlachten des Siebenjährigen Krieges. Auch hier versuchten die Preußen einen Flankenangriff, der aber schließlich eher in eine frontale Konfrontation mündete. Vor dem Hintergrund eines sumpfigen Geländes blieben den Russen zudem kaum Rückzugsmöglichkeiten, was ein Ausbluten der auf engem Raum gegeneinanderstehenden Truppen zur Folge hatte. Zum ersten Mal erkannte Friedrich II. hier die Kampfkraft der von ihm zuvor unterschätzten russischen Truppen. Am Ende des Tages waren 30.000 Männer getötet oder verwundet worden. Rund 12.800 auf preußischer und rund 18.000 auf russischer Seite. Am nächsten Tag wurde der Kampf mit weiteren Artilleriegefechten wieder aufgenommen, bis sich die Truppen wieder auseinander bewegten. Dies führte in der Folge dazu, dass sich ähnlich wie schon bei Lobositz in der Presse eine heftige Debatte über den Ausgang der Schlacht entfachte. Beide Seiten reklamierten, die Herren eines jeweils anders definierten

Schlachtfeldes gewesen zu sein und spielten zudem die Vorgänge der beiden Tage gegeneinander aus. Zorndorf kann damit als typisches Beispiel für die vor allem aufgrund des frontalen Zusammenpralls beider Armeen extrem verlustreichen, aber letztlich entscheidungslosen Schlachten des 18. Jahrhunderts gelten.

Die unter fortwährenden Nachschubproblemen leidende russische Armee musste sich für dieses Jahr zurückziehen, sodass sich Friedrich wieder nach Sachsen wandte und abermals die Schlacht mit Daun suchte. Dieser vermied sie jedoch geschickt, bis er Mitte Oktober selbst die Initiative ergriff. Bei Hochkirch attackierten am frühen Morgen des 14. Oktober 1758 fünf österreichische Einheiten das preußische Lager. Der Überraschungsangriff traf die preußische Armee hart: Sie führte auf dem Kirchhof von Hochkirch einen ähnlich blutigen Häuserkampf, wie ein Jahr zuvor die Österreicher bei Leuthen. Feldmarschall James Keith wurde getötet, die Preußen verloren 9000 Mann, auf österreichischer Seite fielen 7000 Soldaten. Den Preußen gelang jedoch schließlich ein relativ geordneter Rückzug, was in der späteren Beurteilung der Schlacht zu einer heroischen Kultur der Niederlage ausgedeutet wurde. Daun sah von einer Verfolgung ab und im November zogen sich beide Armeen wieder in ihre Winterquartiere zurück.

Auf dem westlichen Kriegstheater hatten im März 1758 die Briten die Initiative ergriffen und von der See aus das französisch besetzte Emden eingenommen. Durch diesen kleinen Erfolg motiviert, unterzeichneten die Briten am 11. April einen Allianzvertrag mit Preußen, der künftig ein festes europäisches Engagement der britischen Armee zu Land und auf dem Wasser garantieren sollte. Der Vormarsch der alliierten Armee unter Herzog Ferdinand von Braunschweig ging nun immer rascher vonstatten. Ende März wichen die Franzosen aus dem Kurfürstentum Hannover, im Juni räumten sie bereits das Kurfürstentum Köln und zogen sich auf die linke Rheinseite zurück. Ferdinand drang sogar bis in die österreichischen Niederlande vor. Nun rückte die bei Rossbach geschlagene französische Armee unter Soubise nach Norden vor und lieferte sich am 23. Juni eine verlustreiche Schlacht bei Krefeld. 45.000 Franzosen unterlagen hier 33.000 Alliierten unter Führung

Herzog Ferdinands und verloren rund ein Fünftel ihrer Armee. Einen Monat später, am 23. Juli, gelang den Franzosen unter Führung des Duc de Broglie jedoch bei Sandershausen nahe Kassel ein Sieg über eine hessische Armee von 6000 Mann, sodass sich auch Herzog Ferdinand schließlich wieder zurückziehen musste.

Die Operationen Ferdinands auf dem Festland wurden von London mit mehreren Angriffen auf die französische Küste und französische Flotten begleitet. Eines der vorrangigen Ziele der britischen Marineoperationen war es, die Franzosen daran zu hindern, größere Truppenkontingente nach Übersee einzuschiffen. So versuchte der französische Admiral de la Clue mit einer französischen Kriegsflotte von Toulon aus die Straße von Gibraltar zu durchqueren, um von dort nach Kanada zu segeln. Den britischen Admirälen Henry Osborne und Sir Charles Saunders gelang es, de la Clue im Hafen von Cartagena festzusetzen. Der Versuch eines Entsatzes mit zwei Schiffen unter dem Marquis Duquesne scheiterte, nachdem dieser in einen Sturm geraten war, und so musste de la Clue im April unverrichteter Dinge nach Toulon zurückkehren. Anfang April gelang es Admiral Hawke, eine weitere französische Flotte vor Aix in einen Kampf zu verwickeln und ihr Auslaufen nach Amerika zu verzögern. Im Mai des Jahres erfolgte dann ein britischer Überfall auf St. Malo. Weitere Pläne richteten sich im Juli gegen Cherbourg, wo im August eine britische Expeditionsarmee landete und die Stadt eroberte, die französischen Schiffe verbrannte, die Fortifikationsanlagen zerstörte und zahlreiche Geschütze an sich nahm. Nachdem es den Briten auf diese Weise mehrfach gelungen war, die Franzosen von ihrem Nachschub abzuschneiden, sollte im September schließlich ein dritter Überfall unter General Edward Bligh gegen St. Cast in der Bretagne scheitern. Diesmal waren die Briten mit weniger Truppen ausgerüstet und drangen zu weit ins Landesinnere vor. Die Folge war die Gefangennahme mehrerer hundert britischer Soldaten durch die Franzosen. In London wurden die Küstenangriffe fortan als nutzlose Ausgabe betrachtet, und man konzentrierte die militärischen Energien auf die Kontinentalarmee, die nun nicht mehr Observationsarmee, sondern «His Britannic Majesty’s Army in Germany» hieß, eine Armee, die mit

Unterstützung von etwa 9000 britischen Soldaten inzwischen insgesamt rund 55.000 Mann umfasste.

Auch die Feldzüge des Jahres 1759 sollten ebenso wenig wie die von 1757 und 1758 eine Entscheidung bringen. 1759 war jedoch ein Jahr, in dem sich nach krisenhaften Zuspitzungen allmählich der Ausgang des Krieges abzeichnete. Für Preußen sollte es das Jahr des «Mirakels des Hauses Brandenburg» werden und für die Briten als «Annus Mirabilis» der Durchbruch zu einer unumstrittenen Hegemonie auf den Weltmeeren und der Etablierung eines globalen britischen Empires. Im Gegensatz zu den Vorjahren begann der Preußenkönig 1759 die Operationen nicht selbst, sondern wartete zunächst ab, entsandte dann aber seinen Bruder Prinz Heinrich von Sachsen aus Richtung Thüringen, während gleichzeitig Herzog Ferdinand von Norden aus in den Thüringer Raum aufbrach. Nach einigen kleineren Gefechten zog sich Prinz Heinrich Anfang Mai wieder nach Sachsen zurück, während sich Herzog Ferdinand am 13. April bei Bergen vor Frankfurt am Main eine weitere Schlacht mit den Franzosen unter Broglie lieferte. Obwohl sie insgesamt hohe Verluste erlitten, erwiesen sich die Stellungen der Franzosen jedoch als zu stark, sodass sich Ferdinand schließlich zurückziehen musste. Sowohl die alliierte wie die preußische Armee überließ in der Folge die Initiative den kombinierten Armeen von Franzosen, Österreichern, Reichsarmee und Russen. Diese operierten mit einer geschickten Manöverstrategie, die in fortwährenden Raumgewinnen in Richtung Hannover resultierte. Am 10. Juli wurde Minden von den Franzosen eingenommen und eine größere Konfrontation rückte immer näher.

Am 1. August kam es bei Minden zu einer denkwürdigen Schlacht. Nahe der Stadt standen sich eine Armee von 44.000 Mann aus Franzosen und Reichsarmee und eine alliierte Armee von 37.000 Mann aus Engländern und Hannoveranern gegenüber. Das Gefecht endete mit einem eindeutigen Sieg der Truppen Herzog Ferdinands, obwohl die Schlacht von schweren Fehlern in der Kommandoorganisation geprägt war. So hatte sich der britische Lord George Sackville geweigert, den Befehlen Ferdinands zu folgen und eine Kavallerieattacke zu befehligen, da er im Streit mit dem

Kommandeur der Kavallerie Lord Granby lag und diesem die damit zu gewinnende Ehre nicht gönnte. Auf französischer Seite wurden diese Friktionen gespiegelt durch Uneinigkeiten über die Befehlsgewalt zwischen dem Duc de Broglie und Marschall Contades, was den Einfluss adligen Rang- und Statusdenkens auf die zeitgenössische Kriegführung eindrucksvoll zu erkennen gibt. Die britische Kavallerie trat somit überhaupt nicht in den Kampf ein, was mit dazu beitrug, dass es in militärhistorisch einzigartiger Weise der britischen Infanterie gelang, französische Kavallerieverbände zurückzuschlagen. Sackville wurde später in England vor ein Kriegsgericht gestellt, wo dem «coward of Minden» ein in der Öffentlichkeit hohe Wellen schlagender Prozess gemacht wurde. Diese innerhalb der adligen Offiziersgesellschaft des Ancien Régime nicht ungewöhnlichen Kompetenzstreitigkeiten verhinderten jedoch nicht den Sieg der britisch-hannoverschen Seite, die sich mit der Schlacht von Minden die Kontrolle über das Kurfürstentum für die verbleibende Zeit des Jahres sicherte.

Friedrich II. hatte indes auch durch andauerndes Manövrieren nicht verhindern können, dass sich ihm von Schlesien aus österreichische Truppen und von Polen aus russische Verbände näherten. Vorrangiges Ziel des Preußenkönigs war es nun, eine Vereinigung der russischen und österreichischen Truppen zu verhindern. Zu diesem Zweck entsandte er eine Armee unter Generalleutnant Carl Heinrich von Wedel, um den russischen Vormarsch zu stoppen. Dies gelang jedoch nicht, und Wedel musste bei Kay am 23. Juli eine Schlacht gegen die Russen schlagen. Gegen eine in morastigem Gelände gut verschanzte russische Armee waren die preußischen Attacken aussichtslos und führten bei massivem gegnerischen Artilleriefeuer zu schweren Verlusten. Angesichts immer weiter vorrückender Verbände sah Friedrich sich schließlich am 11. August 1759 bei Kunersdorf in der Nähe von Frankfurt an der Oder einer vereinigten Armee von 64.000 russischen und österreichischen Soldaten gegenüber. Auch diesmal glaubte der Preußenkönig, den Gegner durch einen Angriff auf dessen linke Flanke schlagen zu können. Was zunächst wie ein zweites Leuthen aussah, sollte sich jedoch spätestens am frühen Nachmittag zu einer

blutigen Niederlage für die preußische Armee entwickeln. An einer schluchtartigen Erdvertiefung, dem sogenannten Kuhgrund, gelang es der Infanterie Laudons, eine feste Verteidigungslinie aufzubauen, auf die die preußische Infanterie mit einer verzweifelten Vorwärtsbewegung ohne nennenswerte Kavallerie oder Artillerieunterstützung zuströmte. Die Preußen erlitten fast 19.000 Mann Verlust und flohen angesichts einer russisch-österreichischen Gegenattacke am frühen Abend ungeordnet vom Schlachtfeld. Friedrich II. selbst entging dem sicheren Tod durch eine Kugel angeblich nur durch eine Tabakdose in seinem Rock, die das Geschoss abfing. Der König übergab das Armeekommando an General Finck und wähnte nicht nur die Schlacht, sondern bereits den ganzen Krieg verloren. Der Weg nach Berlin stand den gegnerischen Truppen jetzt ungeschützt offen. Friedrich schrieb an den Grafen Finckenstein nach Berlin: «…schließlich wäre ich beinahe selbst in Gefangenschaft geraten und musste das Schlachtfeld räumen. Mein Rock ist von Schüssen durchbohrt, zwei Pferde sind mir unter dem Leibe gefallen. Mein Unglück ist, dass ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr beträchtlich: von einem Heere von 48.000 Mann habe ich jetzt, wo ich dies schreibe, keine 3000. Alles flieht, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin gut tun, an seine Sicherheit zu denken. Das ist ein grausames Mißgeschick, ich werde es nicht überleben. Die Folgen davon werden schlimmer sein als die Sache selbst. Ich habe kein Hilfsmittel mehr, und um nicht zu lügen, ich halte alles für verloren. Den Untergang meines Vaterlandes werde ich nicht überleben. Leben sie wohl für immer.»

Obwohl Daun aus Wien den Befehl erhielt, auf Berlin zu marschieren und Laudon gleichfalls den russischen General Peter Saltykov dazu anhielt, nach Berlin zu gehen, geschah nichts dergleichen. Die russische Armee war erschöpft und Daun hatte seine Nachschublinien gegen Prinz Heinrich im Süden zu sichern. Nach nur einer Woche hatte Friedrich II. wieder rund 33.000 Soldaten unter Waffen. Am 25. September gelang Prinz Heinrich gar ein kleinerer Sieg gegen die Österreicher bei Hoyerswerda. Zwei Monate nach der Niederlage von Kunersdorf hatte der

Preußenkönig wieder die Möglichkeit, offensive Operationen zu führen und die Österreicher waren angesichts des russischen Rückzugs vom Kriegstheater nicht mehr in der Lage, eine vereinigte Aktion gegen Berlin durchzuführen. Im Bestreben, soviel Territorium wie möglich in Sachsen wiederzugewinnen, wurde General Friedrich August von Finck gegen Dresden entsandt. Bei Maxen widerfuhr ihm und seinen Männern jedoch ein zweites Hochkirch. Sie wurden von Österreichischen Truppen unter Lacy und Daun eingeschlossen und mussten nach schweren Verlusten schließlich kapitulieren. Als ‹Finckenfang› von Maxen ging die Gefangennahme von rund 13.000 preußischen Soldaten später in die Geschichte ein.

Im westlichen Mittelmeerraum und an der Atlantikküste versuchten die Franzosen weiterhin, die britische Blockade zu überwinden. Eine Flotte unter Admiral de la Clue wurde jedoch Mitte August vom britischen Admiral Edward Boscawen gestoppt und gelangte nicht über die Häfen von Cadiz und Lagos hinaus. An der französischen Nordatlantikküste starteten britische Marineeinheiten unter Admiral George Rodney Anfang Juni einen erfolgreichen Überfall auf Le Havre. Ende November kam es zu einer entscheidenden Seeschlacht vor der Bucht von Quiberon. Der französische Admiral Conflans-Brienne versuchte von Brest aus, die britische Blockade der Atlantikpassage zu durchbrechen. Wenige Wochen nach seinem Aufbruch hatten die Briten zunächst seine Position verloren, stellten Conflans-Brienne dann jedoch am 20. November im vermeintlich sicheren Hafen von Quiberon an der Küste der Bretagne. Der einzig verbleibende französische Flottenverband unter Kapitän François Thurot schaffte am 21. Februar 1761 noch eine kurze überraschende Landung in Irland, wurde aber auf dem Rückweg von britischen Fregatten unter Kapitän John Eliott zerstört. Französische Pläne einer Invasion in England hatten sich damit zerschlagen, die Royal Navy hatte auf nahezu allen Kriegsschauplätzen ihre Überlegenheit unter Beweis gestellt. In globaler Hinsicht war der Erfolg der britischen Seeblockade insofern folgenreich, als die Franzosen ihre

überseeischen Besitzungen nicht mehr mit Truppen und Material versorgen konnten.

Der Beginn der Operationen der preußischen Armee erfolgte 1760 erst im Juni, da Friedrich II. noch auf einen Kriegseintritt der Türken hoffte und die Österreicher den russischen Vormarsch abwarteten. Für die Preußen begann der Feldzug von 1760 im Prinzip ähnlich wie der von 1759 geendet hatte: mit fortwährenden Verlusten an Truppen. Am 23. Juni 1760 wurde General Fouqué bei Landeshut von einer österreichischen Armee von rund 27.000 Mann unter Führung Laudons eingeschlossen. Fouqués Armee von 11.000 Männern, die Friedrich zur Sicherung Schlesiens abkommandiert hatte, wurde hier in ähnlicher Weise eingekesselt wie im Jahr zuvor die Einheiten Fincks bei Maxen. Im Westen des Reiches hatte Herzog Ferdinand trotz Verstärkung der britischen Truppen auf 22.000 Soldaten große Schwierigkeiten, den französischen Vormarsch auf Hannover zu stoppen. Am 10. Juli siegte eine französische Armee unter Broglie bei Korbach, am 31. Juli Herzog Ferdinand bei Warburg gegen französische Truppen, denen er schwere Verluste beibrachte. Rund 8000 Männer verloren die Franzosen bei Warburg, gegenüber 1500 Mann auf Seiten Ferdinands. Dessen Versuch, die preußische Festung Wesel am Niederrhein zurückzuerobern, scheiterte, da der Marquis de Castries am 15. Oktober bei Kloster Kampen einen entscheidenden – mit hohen Verlusten erkauften – Sieg gegen die alliierten Truppen errang. Während Herzog Ferdinand im Westen mehrere dieser verhältnismäßig kleinen Gefechte führte, vermochte es Prinz Heinrich im Osten, die russische Armee immer wieder geschickt auszumanövrieren. Diese Strategie brachte ihm in den Augen seines Bruders Friedrich, der seinerseits in Sachsen und Schlesien mit seinen wenigen verbliebenen Truppen abermals die Entscheidungsschlacht suchte, allerdings nur Verachtung ein.

Im Juli ließ Friedrich II. Dresden belagern und brachte der Stadt starke Zerstörungen. So brannten etwa die Dresdner Kreuzkirche und viele andere Gebäude nieder, was in der Öffentlichkeit als übertriebene Gräuel des Preußenkönigs kritisiert wurde, zumal die Belagerung angesichts nahender österreichischer Truppen unter

Daun nach zwei Wochen abgebrochen werden musste. Nach der ergebnislosen Belagerung Dresdens begab sich Friedrich im August 1760 nach Schlesien, wo es am 15. August bei Liegnitz zu einer weiteren Schlacht kam. War Daun von Maria Theresia explizit mit dem Auftrag, eine entscheidende Schlacht gegen Friedrich zu führen, ins Feld gezogen, erlitten die Österreicher unter seiner Führung abermals eine schwere Niederlage gegen den Preußenkönig. Rund 3600 Gefallene und Verwundete und fast 5000 Gefangene verloren sie an diesem Tag. Friedrich hatte in einer Art Flucht nach vorn seine Truppen so schnell gegen Laudons Armee geführt, dass es gar nicht zu dem geplanten Umschließungsversuch mit der zweiten österreichischen Armee unter Daun kam. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz erfolgte Anfang Oktober ein weiterer, diesmal kombinierter, russisch-österreichischer Überfall auf Berlin, der aber abgesehen von 1,7 Millionen Talern und 5000 Gefangenen, der Plünderung des Zeughauses und der Zerstörung von Münze und Pulvermühlen, keine weitreichenden strategischen Folgen zeigte.

Beim sächsischen Torgau kam es am 3. November 1760 zwischen zwei gewaltigen österreichischen und preußischen Heeren zur letzten größeren Schlacht dieses Jahres wie des Krieges insgesamt. Je um die 50.000 Mann stark standen sich die Armeen Dauns und Friedrichs II. gegenüber. Der Preußenkönig wählte hier erstmals eine neue Taktik, indem er seine Truppen in zwei Gruppen aufteilte, von denen die größere die Österreicher umgehen und von hinten angreifen sollte, während eine kleinere Gruppe von 15.000 Mann unter Hans Joachim von Zieten den Gegner an der vorderen Front attackieren sollte. Der Plan misslang jedoch aufgrund der österreichischen Aufklärung, die das Umgehungsmanöver durchschaute. Es kam zu einem blutigen Gefecht mit der preußischen Hauptarmee, das nur durch das überraschende Eingreifen der Einheiten unter Zieten den Preußen einen knappen Sieg schenkte. Die preußischen Verluste beliefen sich auf über 16.000 Mann, die österreichischen auf rund 15.000. An eine Verfolgung der Österreicher und damit eine Zurückdrängung aus Sachsen war unter diesen Bedingungen jedoch nicht zu denken.

Im folgenden Kriegsjahr 1761 war ein offensives preußisches Vorgehen wie in den vergangenen Feldzügen endgültig unmöglich geworden. Aber auch die anderen Kriegsparteien, mit Ausnahme vielleicht der Engländer, litten unter zunehmender Erschöpfung, sodass Verhandlungen für einen Frieden allmählich in Sicht kamen. Friedrich II. war nun gezwungen, eine Strategie des Manövrierens zu wählen und begab sich vor allem in Defensivpositionen, wie etwa in das befestigte Lager von Bunzelwitz in der Nähe der schlesischen Festung Schweidnitz, wo er den Sommer über ausharrte. Aufgrund guter Versorgungsmöglichkeiten aus der Festung Schweidnitz gelang es so gegenüber den Österreichern, die sich nicht zu einem Angriff durchringen konnten, über den Sommer zu kommen. Als Friedrichs Truppen schließlich doch gegen die Neiße vorrückten, um österreichische Versorgungslinien zu unterbrechen, nutzte Laudon dies und nahm im Oktober Schweidnitz ein. Auch ihre zweite Niederlage in diesem Jahr erlitten die Preußen durch eine erfolgreiche Belagerung, als schwedische und russische Truppen im Dezember Kolberg in Pommern einnahmen. Im Westen hingegen war Herzog Ferdinand im Februar und März überraschend in die Offensive gegangen. Erst im Sommer kamen die Franzosen zu koordinierten Gegenmaßnahmen, die schließlich zur Schlacht von Vellinghausen am 16./17. Juli 1761 führten. Auch hier sagt die schiere Größe der Heere nichts über den Ausgang der Schlacht aus. Die Franzosen hatten ihre Armeen unter Soubise und Broglie zu einer gewaltigen Streitmacht von 140.000 Mann vereinigt, der nun rund 70.000 Soldaten unter Herzog Ferdinand gegenüberstanden, die er in einem festen Lager stationiert hatte. Am zweiten Tag gelang Ferdinands Soldaten ein entscheidender Vorstoß, der die französische Armee in Auflösung brachte und in die Flucht trieb. In der Folge zerstritt sich die französische Führung, und die Operationen gerieten ins Stocken, was aber nicht verhinderte, dass Städte wie Emden und Wolfenbüttel wieder an die Franzosen fielen, welche versuchten, durch einen langsamen Vormarsch ihre Position für die anstehenden Friedensverhandlungen zu stärken. Sowohl dem Preußenkönig wie Herzog Ferdinand fehlten jedoch die Truppen,

um ähnlich wie in den Vorjahren durch spät im Jahr geführte Schlachten die verlorenen Territorien wieder zurückzugewinnen.

Der letzte Feldzug ereignete sich im Jahr 1762. Zu Beginn dieses Jahres traten Spanien und Portugal in den Krieg ein und banden damit britische Ressourcen zur Unterstützung Portugals. In der britischen Öffentlichkeit verlor der Krieg im Reich angesichts dieser Entwicklungen nun zunehmend an Bedeutung, was dazu führte, dass das englische Parlament bereits im Dezember 1761 eine Verlängerung des britisch-preußischen Subsidienvertrags nicht mehr bewilligte. Friedrich II. verlor damit eine der wichtigsten Finanzierungsquellen seiner Feldzüge. Eine Kapitulation schien unmittelbar bevorzustehen. Am 5. Januar 1762 kam es jedoch zu einem Ereignis, das den Ausgang des Krieges maßgeblich bestimmen und seine Beendigung beschleunigen sollte: Zarin Elisabeth I. von Russland starb nach langer Krankheit und ihr Nachfolger auf dem Zarenthron wurde Peter III., ein Bewunderer Friedrichs II. Am 5. Mai wurde in St. Petersburg ein Separatfrieden zwischen Russland und Preußen geschlossen. Obwohl bald darauf infolge einer Palastrevolution Zarin Katharina II. an die Stelle Peters trat, wurde der Wandel in der russischen Strategie gegenüber Preußen nicht mehr revidiert. Auch Schweden zog sich angesichts der neuen Situation rasch aus dem Krieg zurück und schloss am 22. Mai in Hamburg Frieden mit Preußen. Friedrich gewann damit neuen operativen Spielraum für das verbleibende Jahr. Mit der Auslieferung von Kriegsgefangenen durch Schweden und Russland konnten die dezimierten preußischen Streitkräfte zum Teil wieder aufgefüllt werden. Doch der Zustand der preußischen Armee blieb weiterhin fatal. Große Teile des Offizierskorps waren dezimiert, die Soldaten hungerten und die Kriegführung ernährte sich mit zunehmender Rücksichtslosigkeit aus dem Land. Die Bevölkerung musste auf diese Weise die Erschöpfung der Armee unfreiwillig mittragen.

Die militärischen Kräfteverhältnisse hatten sich dennoch zugunsten Preußens entwickelt, sodass Friedrich nun abermals den Plan verfolgte, die Österreicher aus Sachsen zu vertreiben. Zunächst sollte Schweidnitz zurückerobert werden. Daun lagerte bei

Burkersdorf, wo es am 21. Juli erneut zu einer Schlacht kam. Ähnlich wie bei Torgau operierten die Preußen hier mit mehreren voneinander unabhängigen Truppenteilen und trugen schließlich den Sieg davon. Die Belagerung von Schweidnitz durch General von Tauentzien zog sich noch bis zum 9. Oktober hin, wo die Festung wieder an Preußen fiel. In Sachsen spitzte sich die Lage nach einer Niederlage von General Seydlitz bei Teplitz noch einmal zu, bevor Prinz Heinrich, dem Befehl seines Bruders Friedrich folgend, Sachsen unbedingt zu halten, bei Freiberg am 29. Oktober eine letzte erfolgreiche kleinere Schlacht gegen die Reichsarmee schlug. In Schlesien und Sachsen war der Krieg damit beendet. Im Westen erlitten die Franzosen am 24. Juni 1762 bei Wilhelmstal und am 23. Juli bei Lutternberg noch zwei weitere Niederlagen, die sie endgültig zwangen, sich aus Hessen zurück zu ziehen. Die Kampfhandlungen auf dem Kriegsschauplatz des Alten Reiches fanden schließlich mit einigen Raubzügen preußischer Truppen unter Generalmajor Friedrich Wilhelm von Kleist gegen Franken und Böhmen ihr Ende.

IV. Kampf in den Wäldern
Der French and Indian War in Nordamerika und Kanada

Der Osten Nordamerikas und Kanadas war Mitte des 18. Jahrhunderts zwischen drei Parteien aufgeteilt. Während der Küstenstreifen von Nova Scotia bis Virginia von britischen Kolonisten bewohnt wurde, kontrollierten die Franzosen einen langen Streifen östlich des Mississippi, der von New Orleans im Süden über das Ohiogebiet bis zum heutigen Cape Breton reichte. Gleichzeitig wurde das Gebiet zwischen Mississippi und Appalachen von einer Vielzahl von Indianerstämmen bewohnt, den Abenaki und Mi'kmaq im Norden, der Irokesenföderation um den Staat New York und das Ohiotal, gefolgt von Delaware und Shawnee. Der Süden wurde u.a. von Stämmen der Creek, Choctaw und Cherokee dominiert. Die globale Dimension der britisch-französischen Dauerrivalität eskalierte hier im Zeitraum zwischen 1754–1760 zum sogenannten French and Indian War, der schließlich mit zur Errichtung des ersten britischen Empire und dem vollständigen Rückzug der Franzosen beitrug. In Kanada ist der Konflikt daher bezeichnenderweise auch als der «Krieg der Eroberung» («La guerre de la Conquête») bekannt. In der US-amerikanischen Geschichte ist die Auseinandersetzung vor allem als Wegbereiter zur Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten gewürdigt worden. Jenseits der politischen Weichenstellungen, die aus dem French and Indian War für die Europäer resultierten, hatte der Konflikt jedoch in erster Linie nachhaltige Konsequenzen für die indigene Bevölkerung Nordamerikas und Kanadas. Hatte sich zuvor in der Region zwischen dem Ohio und den großen Seen eine Art «middle ground» (R. White) zwischen Franzosen und Indianern herausgebildet, auf dem sich neue symmetrische Austauschprozesse, etwa im Bereich

des Gabentausches und des Fellhandels, entwickelt hatten, so veränderten sich die Beziehungen im Verlauf des Krieges wieder in Richtung eines ungleichen Verhältnisses zwischen «Zivilisierten» und «Wilden», das den Indianern dann nur die Wahl zwischen Widerstand und Assimilation ließ.

Der Krieg in den Wäldern und Tälern Nordamerikas ist ein markantes Beispiel für Formen asymmetrischer Kriegsführung, die wesentlich stärker als in Europa vom ‹kleinen Krieg› geprägt war, das heißt von kleineren Scharmützeln, Hinterhalten, Überfällen etc. auf meist unübersichtlichem Terrain. Die Akteure dieses Konfliktes bestanden nur zum Teil aus regulärer europäischer Linieninfanterie. Wichtig waren vor allem die mit guten Ortskenntnissen ausgestatteten Indianer sowie die Ranger und Trapper, denn Dörfer und größere Städte waren jenseits der Küstengebiete ebenso die Ausnahme wie Straßen. Als wichtige Verkehrswege dienten vor allem Flüsse und Seen. Auch die Größenverhältnisse von britischer und französischer Bevölkerung waren höchst ungleich: Rund 60.000 Franzosen im Tal des St. Lorenz-Stromes und im Süden in Louisiana stand fast eine Million britisch-stämmiger Siedler entlang der Ostküste von Maine im Norden bis Georgia im Süden gegenüber. Nach dem Ende des Spanischen Erbfolgekrieges, in Nordamerika unter dem Namen Queen Anne’s War bekannt, war auch das von Franzosen bewohnte L’Acadie als künftiges Nova Scotia an die Briten übergegangen. An der Nordostküste blieb nun nur noch die Festung Louisbourg auf Cape Breton in französischer Hand; ihr britisches Gegenstück im Westen war ab 1748 Halifax, das zu einem bedeutenden Hafen ausgebaut wurde. Auch im Landesinneren standen britische und französische Niederlassungen in unmittelbarer Konkurrenz zueinander, so vor allem am Champlainsee, im Ohiotal und am Ontariosee. Den Westen des Ontariosees kontrollierten die Franzosen mit ihren Forts Niagara und Frontenac, den Osten beherrschte die mächtige Irokesen-Föderation aus fünf Stämmen. Am Südostrand gelang es den Briten jedoch, unter Duldung der Irokesen Fort Oswego zu etablieren. Das Irokesenbündnis hatte die Huronen besiegt und dezimiert und fand seine Grenze erst weit im Süden bei den Cherokees. In dieser ständigen Konkurrenz- und

Beobachtungssituation erreichten die Briten wirtschaftlich strukturelle Vorteile, da ihre Waren günstiger produziert wurden und daher im Handel mit den Indianern Vorteile brachten. Die eigentliche Dynamik erhielt der lange schwelende und in Spiegelung der europäischen Kriege regelmäßig wieder hochkochende Konflikt jedoch erst mit der ausgreifenden territorialen Expansion der britischen Siedler.

Unter dem Intendanten François Bigot wurden von den späten 1740er bis zu den frühen 1750er Jahren französische Forts entlang der großen Seen ausgebaut. Eine neue Dimension erreichte die Rivalität zwischen Briten und Franzosen im Ohiotal, wo der Landerwerb der Ohio Land Company französische Gegenmaßnahmen auf den Plan rief. Ab 1753 ereigneten sich nun immer wieder kleinere Gefechte, von denen sich ein Überfall des damals einundzwanzigjährigen späteren amerikanischen Präsidenten Major George Washington am 28. Mai 1754 als besonders folgenreich erweisen sollte. Eigentlich zunächst im Rahmen wechselseitiger höflicher Aufforderungen stehend, das Ohiotal zu verlassen, eskalierte das Treffen mit einer französischen Einheit von 35 Mann unter Joseph Coulon de Villiers de Jumonville, die von Washingtons Milizionären und ihren indigenen Verbündeten zusammengeschossen und skalpiert wurde. Der Bruder des getöteten Capitaine Louis Coulon de Villiers marschierte bald darauf mit 600 kanadischen Soldaten und hundert Indianern auf eine schwach befestigte Stellung Washingtons mit Namen Fort Necessity zu. Die Franzosen nahmen die Stellung ein und zwangen Major Washington, der des Französischen nicht mächtig war, ein Kapitulationsdokument zu unterzeichnen, das von der Ermordung, nicht bloß von der Tötung des Bruders Coulon de Villiers sprach, und schoben damit die Verantwortung für den gewaltsamen Bruch des Friedens auf die Briten.

In London setzte sich schließlich jene politische Fraktion durch, die ein starkes militärisches Engagement in den Kolonien befürwortete, und man beschloss, im November 1754 britische Einheiten aus Irland unter Major-General Edward Braddock einzuschiffen, um die Kolonisten zu unterstützen. Beide Seiten

rüsteten sich nun für einen bevorstehenden Krieg. Immer mehr Soldaten wurden ausgehoben, so etwa allein 2000 Männer in Neu-England durch William Shirley, dem künftig nächstrangigen Befehlshaber unter Braddock.

Eine erste britische Expedition gegen die französischen Forts Beauséjour und Gaspéreau im Mai/Juni 1755 verlief in nur sechs Wochen sehr erfolgreich. Anfang Juli marschierten die Truppen General Braddocks im Ohiotal am Monongahela-Fluss entlang auf das französische Fort Duquesne zu. Am 9. Juli wurde Braddock auf dem Marsch durch die Wälder von französischen Einheiten aus Marinetruppen, kanadischen Milizen und rund 600 verbündeten Indianern unter Capitaine Daniel Liénard de Beaujeu überrascht. Braddock und Beaujeau wurden getötet und die fliehende Armee der Briten schwer dezimiert. William Shirley wurde nun zum Oberkommandierenden ernannt, und der Marquis de Vaudreuil aus Louisiana wurde neuer Gouverneur Kanadas. Neuer militärischer Befehlshaber der Franzosen wurde Jean-Armand Baron von Dieskau. William Johnson führte im August eine Armee aus britischen regulären Truppen, Kolonisten und Indianern gegen Crown Point am Champlainsee, um dort die Stützpunkte Fort Edward und Fort William Henry zu errichten und später das französische Fort St. Frédéric zu belagern. Am 8. September kam es auf dem Verbindungsweg beider im Aufbau befindlicher Forts zu einem Überfall durch rund 1500 Mann französischer Linieninfanterie, Kanadier und Indianer, auf rund 1000 Milizionäre aus New England und deren indianische Verbündete. Da sich hier nun verschiedene, im Grunde miteinander befreundete oder verwandte Stämme der Mohawk gegenüberstanden, kam es während des Gefechts zu Irritationen und Unsicherheiten in den Loyalitäten, die schließlich dazu beitrugen, dass Johnson und seine Männer sich zurückziehen konnten.

In London stockte man nun die zu entsendenden Truppenkontingente auf und ersetzte Shirley durch John Campbell, den vierten Earl von Loudoun. Die britische Navy versuchte den Transport von französischen Truppen aus Brest nach Louisbourg auf See zu unterbinden. Admiral Boscawen gelang es Anfang Juni vor

Neufundland jedoch nur, zwei französische Schiffe mit insgesamt acht Kompanien zu kapern, während der Rest der Truppen sicher Kanada erreichen sollte. Am 13. August 1756 erlitten die Briten eine weitere Niederlage, als sich Fort Oswego französisch-indianischen Truppen unter dem Marquis de Montcalm-Gozon ergeben musste. Loudoun brach darauf alle offensiven Operationen ab und konzentrierte sich auf eine Konsolidierung seiner Streitkräfte und einen künftigen Angriff auf Louisbourg im kommenden Jahr.

Mit 11.000 Mann plante Loudoun 1757 einen Angriff auf die nur mit 3000 Mann verteidigte französische Küstenfestung. Sowohl Angriff wie Verteidigung Louisbourgs hingen allerdings von der Seeunterstützung ab. Nachdem 14 Linienschiffe aus Irland unter Admiral Holburne Anfang Juli in Halifax eingetroffen waren, fand man heraus, dass auch die Franzosen über 16 Linienschiffe verfügten, und Loudoun beschloss, sich ohne Kampf nach New York zurückzuziehen. Im August 1757 griff der Marquis de Montcalm mit einer gewaltigen Übermacht das britische Fort William Henry am Südwestende des Champlainsees an. Nach einer einwöchigen Belagerung fiel das Fort. Eine besondere Spannung ergab sich aus der Art der indigenen Kriegführung, die von europäischer Seite als unerhörte Grausamkeit betrachtet wurde. Was zunächst als Druckmittel gegenüber dem europäischen Gegner eingesetzt werden konnte, die Indianer von ihren Siegespraktiken für den Fall einer Kapitulation zurückzuhalten, erwies sich letztlich als nicht zu kontrollierendes Hindernis, den Sieg in ihrem Sinn wirklich effektiv zu nutzen. Denn einerseits gelang es Montcalm nicht, die Indianer nach dem Sieg vollständig von ihren als rechtmäßig wahrgenommenen Praktiken abzuhalten, andererseits brachte sein Versuch, dies dennoch zu tun, seine indigenen Verbündeten gegen ihn auf. Die in der Öffentlichkeit dann ausgiebig ausgeschlachteten Gräueltaten der Indianer führten daher weniger dazu, im Sinne psychologischer Kriegführung die Angst der Briten zu schüren, als diese noch mehr gegen die Franzosen aufzubringen. Auch unter den regulären französischen Truppen löste der Vorgang eine gewisse Verunsicherung gegenüber dem Verhalten ihrer indianischen Verbündeten aus. In der Folge beendete Montcalm am 14. August

den Feldzug und vertat damit die wohl größte Chance auf einen französischen Sieg in Nordamerika. Das «Massaker» von Fort William Henry erlangte später literarischen Ruhm in James Fenimore Coopers Lederstrumpf-Erzählung «Der letzte Mohikaner» (1826).

Das Kriegsjahr 1758 ist von drei unabhängigen Angriffen der Briten gekennzeichnet: General Amhersts Angriff auf Louisbourg, James Wolfes Marsch auf Quebec und das Vorgehen gegen das Fort Ticonderoga durch James Abercromby. Der Beginn der Kampagne stand zunächst ganz im Zeichen der Eroberung Louisbourgs durch die Briten. Ursprünglich als schneller Schlag geplant, dem gleich darauf die Einnahme Quebecs folgen sollte, verzögerte sich der Angriff durch die Dauer der Atlantiküberfahrt. Bei Louisbourg waren Ende Mai von beiden Seiten für überseeische Verhältnisse gewaltige Truppenmengen versammelt. Auf französischer Seite verteidigten rund 6400 Mann, die sich aus regulärer Infanterie, Marinesoldaten, Milizionären und Seeleuten zusammensetzten, die Festung gegenüber einer britischen Streitmacht von 41 Kriegsschiffen mit zusammen 1900 Kanonen, 14 regulären Bataillonen, fünf Kompanien amerikanischer Ranger und fast 15.000 Seeleuten. Die Festung konnte mehrere Wochen gehalten werden, bis schließlich der schwere Beschuss von See aus die Verteidigungsanlagen so weit zerstörte, dass sich der französische Kommandierende, der Chevalier de Drucour, am 26. Juli zur Kapitulation gezwungen sah.

Im Landesinneren bereitete sich Montcalm auf einen Angriff auf die Briten unter Abercromby vor, der mittlerweile Loudoun als Oberbefehlshaber ersetzt hatte. Am Champlainsee kam es bei Fort Carillon bzw. Fort Ticonderoga (in der Sprache der Irokesen) am 8. Juli 1758 zu einer verlustreichen Konfrontation mit einer zahlenmäßig überlegenen Armee von rund 15.000 Mann unter Abercromby, die die Stellungen von rund 3500 Mann unter Montcalm angriff. In einem frontalen Infanterieangriff ohne Artillerieunterstützung begegneten die Briten den durch Verhaue aus gefällten Bäumen, sogenannten «abatis», vor dem Fort gut gedeckten und verschanzten Verteidigern. Rund 1500 britische

Soldaten wurden getötet und der Rest zog sich in ungeordneter Flucht zurück. Die Schlacht von Ticonderoga ging damit in die Geschichte militärischer Fehlschläge ein. Ein schnelles Vorrücken auf Quebec hatte nach der ohnehin länger als geplant dauernden Belagerung von Louisbourg keinen großen Sinn mehr, sodass Wolfe den Rest des Jahres mit kleineren Aktionen zubrachte und den Angriff auf das nächste Jahr verschob. Abercromby hatte nach seiner desaströsen Aktion bei Ticonderoga ebenfalls noch verbleibende Zeit zur Verfügung und ließ einen Angriff auf das französische Fort Frontenac unternehmen. Eine Armee von rund 3000 Mann unter Colonel John Bradstreet machte sich relativ unbemerkt auf den Marsch und zwang den lediglich über 110 Mann verfügenden Kommandeur von Frontenac nach einer kurzen Kanonade am 27. August 1758 zur Aufgabe. Die Briten machten im Fort nicht nur reiche Beute an für den Handel mit den Eingeborenen bestimmten Gütern, sie zerstörten nun auch eine wichtige französische Nachschubbasis für das Ohiotal. Im Südwesten begannen Einheiten unter John Forbes langsam mit dem Vormarsch in Richtung Pennsylvania. Obwohl von verschiedenen Rückschlägen geplagt, erreichte Forbes Anfang November Fort Duquesne. Der Kommandeur des Forts, François-Marie le Marchand de Lignery, verfügte nur noch über 300 Mann und entschloss sich am 23. November, das Fort zu zerstören und sich rund 100 Meilen nordwärts nach Fort Machault zurückzuziehen. Aber auch die indianische Bevölkerung wurde durch die Zerstörung von Fort Frontenac von ihren französischen Ressourcen abgeschnitten und tendierte nun allmählich dazu, das Lager zu wechseln. Trotz des schwerwiegenden Fehlers Abercrombys bei Ticonderoga gelang es den Briten somit, sich am Ende des Jahres überall in eine gute Ausgangsposition für den kommenden Feldzug des Jahres 1759 zu bringen.

Auch auf einem weiteren geopolitisch wichtigen, militärhistorisch aber wenig spektakulären und daher meist kaum erwähnten Schauplatz feierten die Briten rasche Erfolge: an der Westküste Afrikas. Auf Initiative eines New Yorker Quäkers namens Thomas Cummings segelte eine kleine Flotte zur Mündung des Senegal und

eroberte dort gegen Ende April den französischen Stützpunkt Fort St. Louis. Bestärkt durch diese Nachricht, entsandte London unter Admiral Augustus Keppel im September eine weitere, diesmal etwas größere Flotte ebenfalls nach Afrika, wo sie die Insel Gorée einnahm und bis Dezember alle französischen Niederlassungen eroberte. Damit hatten die Briten nicht nur die wichtigste Station im Dreieck des Sklavenhandels mit der Karibik zerstört, sondern auch eine zentrale Lagerstation der französischen «Compagnie des Indes».

Sollte das Jahr 1759 bereits die Entscheidung in Kanada und Nordamerika bringen? Nachdem Abercromby aufgrund seines militärischen Versagens ersetzt worden war, beauftragte General Amherst den Brigade-General John Prideaux mit einer Expedition gegen das französische Fort Niagara, dem nun eine Schlüsselposition für die Kontrolle des Ontariosees und des Ohiotales zukam. Ausgestattet mit 2200 regulären Soldaten und 1000 irokesischen Verbündeten unter William Johnson, sollte Prideaux den Erfolg des Vorjahres gegen Fort Frontenac wiederholen. Der Wechsel der Irokesenstämme zu den Briten brachte die Franzosen in Schwierigkeiten, was sie erst langsam realisierten. Pierre Pouchot, der Kommandeur von Fort Niagara, hatte 2500 seiner 3000 Mann entsandt, um dem bedrängten Capitaine Lignery zu Hilfe zu kommen, dabei aber gleichzeitig die Unterstützung der lange loyalen Seneca verloren, die ihm als wichtige Kundschafter gedient hatten. Die Franzosen verloren in der Folge an beiden Positionen ihre ungeschützten kleineren Armeen. Niagara musste nach 18tägiger Belagerung kapitulieren und die Einheiten Lignerys wurden – von Pouchots Männern nicht mehr erreicht – am 24. Juli aufgerieben. In der Zwischenzeit hatte Amherst eine weitere Expedition gegen das Fort Carillon (Ticonderoga) und das Fort St. Frédéric (Crown Point) unternommen. Als die 10.000 Männer sich den Franzosen näherten, zerstörten diese die Forts und zogen sich auf die befestigte Île aux Noix zurück.

Das Gros der verbleibenden französischen Truppen hielt sich nun in Quebec auf, nachdem Montcalm auch weitere Forts zugunsten einer Truppenkonzentration am St. Lorenz-Strom aufgegeben hatte, um dort eine entscheidende Schlacht zu suchen. Es gelang

Montcalm, eine Armee von rund 15.000 Mann zum Schutze Quebecs zu versammeln, die nun von Land aus von einer Armee von 8500 regulären Soldaten unter General Wolfe angegriffen wurde, die Admiral Saunders von See aus mit 22 Linienschiffen und 24 kleineren Kriegsschiffen unterstützte. Doch die Belagerung sollte sich hinziehen. Auch noch Mitte Juli verfügten die eingeschlossenen Franzosen über offene Nachschubwege auf dem Festland, sodass sich General Wolfe am 31. Juli schließlich zu einem direkten Sturmangriff im Osten der Stadt entschloss. Dieser endete erfolglos und mit dem Tod von 450 britischen Soldaten. Wolfe änderte nun seine Taktik und begann einen Zerstörungsfeldzug im Umland der Stadt, um die Eingeschlossenen endlich zu einem Ausfall zu provozieren. Nichts dergleichen erfolgte, bis Wolfe am 13. September einen gewagten Plan in die Tat umsetzte.

Eine Vorauseinheit, bestehend aus einer Kompanie leichter Truppen unter William Howe sollte in der Bucht Anse au Foulun hinauf zu den *Plains of Abraham* an Land gehen, um von dort eine Armee von 4500 britischen Soldaten gegen den Westen der Stadt zu führen. Montcalm, der zunächst durch heftigen Beschuss von See in der Nacht zuvor abgelenkt worden war, sah sich überrascht und stellte seinerseits die ihm zur Verfügung stehenden 4500 Mann auf, um eine frontale Feldschlacht gegen die nahenden Angreifer zu führen. Die aus Linieninfanterie und Milizionären zusammengewürfelten französischen Truppen brachten jedoch nicht die gleiche Kohäsion und Standhaftigkeit unter Feuer auf wie die Briten, und ihre Linien gerieten alsbald in Auflösung. Die einzige Gefahr für Wolfes Männer war jetzt, dass sie von nachrückenden französischen Truppen im Rücken angegriffen würden. General Wolfe war bereits gefallen, andere Generäle waren verwundet, sodass schließlich Lord George Townsend mit zwei Bataillonen die sich nähernden Truppen unter Bougainville zurückschlug. Während der Schlacht auf den *Plains of Abraham,* die insgesamt nur eine Stunde dauerte, wurde auch General Montcalm tödlich verwundet und starb am nächsten Tag. Beide Seiten erlitten etwa gleich hohe Verluste, doch die Briten gewannen die Oberhand und machten sich an eine unorganisierte Verfolgung der Franzosen. Gouverneur

Vaudreuil zog sich mit den ihm verbliebenen Männern fünfundzwanzig Meilen flussaufwärts nach Jacques Cartier zurück, in der Absicht sich eventuell später mit Bougainville zu vereinigen. In der Stadt ließ man den Major de Ramezay mit etwa 2200 Mann zur Verteidigung zurück. Von ihren Nachschublinien abgeschnitten, mussten die Verteidiger angesichts einer nun einsetzenden förmlichen Belagerung am Morgen des 18. September kapitulieren. Damit war die wichtigste noch verbliebene französische Bastion in Kanada verloren.

Die Eroberung Quebecs und die Schlacht auf den *Plains of Abraham* haben einen festen Platz in der historischen Erinnerungskultur Kanadas. Besondere visuelle Wirkmächtigkeit erlangten Benjamin Wests Darstellung des Todes von General Wolfe und die realistischen Bilder der Zerstörungen in der Stadt. Gerade letztere sind in deutlicher Parallele etwa zu den Darstellungen des zerstörten Dresden durch Bernardo Bellotto zu sehen, die zur gleichen Zeit entstanden.

Im Oktober plünderten Rangereinheiten unter Robert Rogers das Dorf St. François und es war nur eine Frage der Zeit, bis das ganze französische Verteidigungssystem endgültig zusammenbrach. Doch die eroberten Stellungen zu halten erwies sich zunächst als gar nicht so einfach. Nach einem harten Winter in Quebec sah sich der britische General Murray Ende April mit einer ähnlichen Situation konfrontiert wie die Franzosen im Vorjahr. Der französische General Lévis näherte sich Quebec und wurde von Murray vor den Toren der Stadt zur Schlacht empfangen. Nach schweren Verlusten waren die Briten gezwungen, sich in der Stadt zu verschanzen und auf Entsatz zu hoffen, der am 16. Mai auch eintraf. Nach Lévis erfolgloser Aktion bei Quebec richtete sich alle Aufmerksamkeit auf die letzte große Stadt Kanadas in französischer Hand: Montréal. Angesichts einer Armee von rund 18.000 britischen Regulars und Kolonialtruppen ergab sich Gouverneur Vaudreuil mit seinen 4000 Soldaten am 8. September 1760 kampflos. Binnen weniger Wochen gelangte die gesamte Provinz unter britische Herrschaft. Auf dem kanadisch-nordamerikanischen Schauplatz war der Siebenjährige Krieg als French and Indian War damit beendet.

V. Fürsten, Krieger und Händler
Der Siebenjährige Krieg in Indien

Das indische Mogulreich war nach dem Tod von Großmogul Aurangzeb im Jahr 1707 von einer tiefgreifenden Reorganisation der Herrschaftsstrukturen geprägt, die von der älteren Geschichtsschreibung meist weniger als Transformation denn als Krise gedeutet wurde. Im Zuge einer Deterritorialisierung des Mogulreiches hin zu einer Territorialisierung einzelner Provinzen etablierte sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf dem ganzen Subkontinent eine Vielzahl mehr oder weniger von Delhi unabhängig herrschender Akteure: die Nawabs von Bengalen, die Nawab Wazirs von Awadh oder die Nizams von Haiderabad und die Peshwa der Marathen im Hinterland Surats. Um zu verstehen, warum die lokale Bevölkerung Indiens den äußeren Eingriffen der East India Company kaum Widerstand entgegenzusetzen hatte, ist vor allem die Situation der herrschenden Adelsschicht des Mogulreiches der Umara bzw. deren einzelner Kriegsunternehmer, den Mansabdari zu berücksichtigen. Die Nawabs trennten sich allmählich von der Zentralgewalt in Delhi und errichteten eine eigene Hauptstadt in Murshidabad in Bengalen. Angesichts permanenter Angriffe der Marathen zunächst geeint, kam es mit der Thronbesteigung Siraj ud-Daulahs 1756 zu einer Auflösung des Konsenses am Hof von Murshidabad. Verschiedene miteinander rivalisierende Fraktionen machten Bengalen nun zu einem leicht verwundbaren Ziel. Neben den unterschiedlichen Hindugruppen und den muslimischen Mogulherrschern gab es an den Küsten Indiens bereits seit dem Beginn der europäischen Expansion auch eine ganze Reihe Handelsniederlassungen von Europäern. Nachdem anfangs die Portugiesen den Handel dominiert hatten, folgten zunächst die Niederländer und Engländer, dann ab dem späten 17. Jahrhundert die Franzosen.

Wie die militärischen Entwicklungen in Europa die wirtschaftliche Entwicklung in Indien beeinflussen konnten, zeigt u.a. der Salpeterhandel. Salpeter wurde dem Schießpulver zugesetzt, um dessen Schlagkraft zu verbessern, was angesichts fortdauernder Aufrüstung und Kriegführung in Europa die Nachfrage in Indien, einem der wichtigsten Abbaugebiete von Salpeter, enorm steigerte und damit auch auf die Handelsbeziehungen europäischer Handelskompanien mit den lokalen Händlern zurückwirkte. Ab etwa 1720 änderten sich allmählich die Machtverhältnisse unter den Europäern, als die französische Regierung die «Compagnie des Indes» übernahm und zu einem schlagkräftigen Mittel kolonialer Expansion auszubauen begann. Im Zuge des Österreichischen Erbfolgekrieges wurden die europäischen Auseinandersetzungen zwischen England und Frankreich ab 1744 auch nach Indien getragen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Engländer mit ihren vier Niederlassungen – Bombay an der Westküste, Fort St. George und Fort St. David an der Südostküste und Fort William (Kalkutta) an der Nordostküste – im Wesentlichen eine reine Handelstätigkeit in Indien entfaltet. In den sogenannten drei «Carnatic Wars» (1746–48, 1749–54, 1757–63) kam es jeweils zu Auseinandersetzungen zwischen lokalen Machthabern, in die sich Briten und Franzosen als Bündnispartner einschalteten.

Wie die unterschiedlichen Schauplätze der beiden Handelsimperien in Beziehung gesetzt werden konnten, zeigte sich bereits am Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges (hier als erster Carnatic war), als im Aachener Frieden 1748 das von den Franzosen eingenommene südindische Madras gegen das von den Briten eingenommene kanadische Louisbourg zurückgetauscht wurde. Jedoch schon bald nach 1748 begannen die Franzosen wieder erfolgreich, in die indischen Machtverhältnisse einzugreifen und sich zu den wirklichen Machthabern Südindiens zu entwickeln. Die «East India Company» ignorierte in ihrer Konzentration auf den Handel hingegen weitgehend die komplexen politischen Strukturen außerhalb ihrer Handelsniederlassungen und sah sich mit einer schwachen militärischen Führung und einer geringen Anzahl an Truppen bald erneut im Hintertreffen.

Während es im Südosten Indiens zunächst nach einer friedlichen Koexistenz von Briten, Franzosen und lokalen Machthabern aussah, braute sich im nordostindischen Bengalen eine neue Konfliktkonstellation zusammen, die das Schicksal des Subkontinents maßgeblich verändern sollte. In Bengalen regierte als Nawab seit kurzem der junge Siraj ud-Daulah, ein Mann, der in der älteren Geschichtsschreibung meist als Inbegriff des orientalischen Despoten beschrieben wurde: grausam, machthungrig und mit einer unstillbaren sexuellen Gier ausgestattet. Jenseits der Stereotype wird der junge Nawab über ein weniger schillernden Mogulherrschern vergleichbares Machtbewusstsein verfügt haben, und die Briten trugen das Ihre dazu bei, dass es schließlich zu einer gewaltsamen Konfrontation kam. Nachdem die Company verschiedene seiner Forderungen – u.a. den Stopp des Ausbaus der britischen Fortifikationsanlagen im Hinblick auf eine französische Bedrohung aus Chandernagore und die Inhaftierung eines Kaufmanns, der Schätze aus dem Palast des Nawab gestohlen haben sollte – ignoriert hatte, griff Siraj ud-Daulah 1756 das britische Fort William an. Innerhalb der Niederlassung fanden sich nur 300 waffenfähige Europäer, die sich aus Soldaten der Company, Söldnern verschiedener Nationalitäten und bewaffneten Zivilisten zusammensetzten. Nachdem der Gouverneur Roger Drake mit einigen älteren Offizieren und den wichtigsten Kaufleuten sowie deren Familien geflohen war, verteidigten die restlichen Verbliebenen das Fort noch drei Tage und wurden schließlich überrannt, nachdem ein niederländischer Sergeant einen Zugang geöffnet hatte. Der Nawab ließ eine Anzahl der verbliebenen Europäer – die geschätzten Zahlen schwanken zwischen 39 und 146 – gegen sieben Uhr abends in einem kleinen dunklen Wachraum des Forts inhaftieren. Bei großer Hitze auf engem Raum eingesperrt, starben viele der Gefangenen im berüchtigten «Black Hole of Calcutta». Über die genauen Zahlen streitet die Forschung bis heute. Neuere Schätzungen gehen von etwa 48 Toten und 23 Überlebenden aus. Das «schwarze Loch», ein Ausdruck, mit dem man im Allgemeinen die Ausnüchterungszellen der britischen Armee bezeichnete, wurde fortan zu einem nationalen Mythos der

britischen Imperialgeschichte. Der Fall Fort Williams war nicht nur eine der ersten Niederlagen einer britischen Siedlung gegen die Inder, es war gleichzeitig auch eine drastische Verletzung geltender Umgangsformen mit den Europäern. Die unrühmliche Figur, die die britische Führung unter Drake hier gemacht hatte, wurde in der Folge vom Mythos des grausamen Todes im schwarzen Loch weitgehend überdeckt.

Als die Nachricht von der Einnahme Kalkuttas in Madras eintraf, war der dortige Rat der Company gerade mit der Planung von neuen Operationen gegen die Franzosen unter Marquis Charles de Bussy befasst. Bei einer Wiederherstellung des Status quo sollte es jedoch nicht bleiben; die Macht des Nawab und der Franzosen sollte nachhaltig gebrochen werden. Der Rat stand nun vor dem Dilemma, die Truppen zu teilen und im Norden wie im Süden gleichzeitig agieren zu müssen. Nachdem man über die Führungskompetenzen der Expedition zur Rückeroberung der Besitzungen in Bengalen zwischen der regulären britischen Armee und der East India Company debattiert hatte, wurde schließlich Robert Clive als «Commander-in-Chief» das Kommando über eine Expeditionstruppe von insgesamt rund 2500 Mann übertragen. Der Seeweg nach Bengalen bzw. die Fahrt über die Flüsse erwies sich aufgrund von Monsun, Sandbänken, Krankheiten und anderen Widrigkeiten jedoch schwieriger als erwartet, sodass sie – noch dazu von einigen Schiffen und einem Teil ihrer Truppen getrennt – erst am 15. Dezember, also erst vier Monate später, in der Nähe von Kalkutta am Fluss Hugli eintraf. Doch die Truppen des Nawab unter Manik Chand zogen sich immer weiter zurück, sodass alle Forts und schließlich auch Kalkutta mehr oder weniger kampflos von den Briten eingenommen werden konnten. Die eigentlichen Konflikte spielten sich jetzt unter den Europäern selbst ab. So weigerten sich die Befehlshaber der Navy wie der regulären Infanterie, die Autorität Clives anzuerkennen, und es kam zu erbitterten Rivalitäten, die beim Streit um das Recht zur Besetzung Fort Williams erstmals eskalierten. Der Nawab reagierte auf die Provokationen Clives und näherte sich mit seinen Truppen Kalkutta. Bei einer der typischen Kommandoaktionen Clives mitten in das Lager des Feindes hinein –

mit dem Ziel, Siraj ud-Daulah zu kidnappen – hatte er Glück im Unglück. Die Aktion misslang, verursachte aber im Lager des Nawab ein solches Chaos, dass dieser sich schließlich zurückzog und einen Friedensvertrag mit den Engländern schloss.

Erst zu diesem Zeitpunkt, also zu Beginn des Jahres 1757, erreichten die Nachrichten vom Ausbruch des Siebenjährigen Krieges in Europa Indien und ließen die bislang eher latente Konfrontation mit den Franzosen manifest werden. Mitte März 1757 begann Robert Clive einen Angriff auf das französische Chandernagore. Die Kräfteverhältnisse waren dabei nahezu ausgeglichen: 250 reguläre französische Soldaten, 170 Sepoys, 400 Irreguläre und 2000 Inder des Nawab standen etwa 2500 Mann, darunter 700 Europäern, auf Clives Seite gegenüber. Die Formen der interkulturellen Zusammenarbeit mit den Indern auf militärischer Ebene unterschieden sich auf beiden Seiten mitunter erheblich. So hatten die Franzosen schon relativ zeitig begonnen, die sogenannten Sepoy-Regimenter aufzustellen, also Einheiten, die sich aus Einheimischen rekrutierten, jedoch nach europäischem Muster ausgebildet und bewaffnet wurden, eine Vorgehensweise, die sich als wegweisend erweisen sollte, da es sich immer wieder als schwierig erwies, europäische Truppen nach Indien zu bringen. Die Engländer adaptierten später diese Methode und stellten ihrerseits Sepoys auf.

Angesichts des heftigen Beschusses Chandernagores durch die Briten kamen die indischen Truppen des Nawab schnell zu der Ansicht, dass es sich um einen rein europäischen Konflikt handelte und verließen das Fort. Clive setzte zudem auf psychologische Kriegführung und ließ Pfeile in das Innere der Festung schießen, an denen sich Zettel befanden, die jedem überlaufenden französischen Soldaten eine Belohnung versprachen. Und tatsächlich lief der einzige ausgebildete Artillerieoffizier der Franzosen, Leutnant Terraneau, bald über. Am 23. März fiel Chandernagore unter heftigem britischen Feuer. In der Folge kam es zu Übergriffen, die ähnlich wie auf dem europäischen Kriegsschauplatz von offizieller Seite verurteilt wurden, jedoch als Merkmal der mit dem Einsatz von Söldnern einhergehenden Entgrenzung von Gewalt zu sehen

sind. Die Landtruppen Clives entdeckten bei ihrem Einmarsch in die Festung ein Magazin mit Arrak, bedienten sich ausgiebig und begannen, alles zu plündern, eingeschlossen der örtlichen Kirche. Obwohl die Beute der Briten nicht groß war, war der Verlust Chandernagores für die Franzosen ein schwerer Schlag. Sie verloren Bengalen als Einflussgebiet und auch der für die französische Niederlassung auf Mauritius wichtige Zugang zum indischen Subkontinent war damit verloren.

Auf indischer Seite begann nun eine Verschwörung, die schließlich in einem Staatsstreich kulminieren sollte, der etwas irreführend als «Bengalische Revolution» in die Geschichtsschreibung eingegangen ist. Eine Gruppe von Großgrundbesitzern, mächtigen Kaufleuten und Militärs beschloss mit Hilfe der Briten, Mir Jafar, den Schwiegersohn von Siraj ud-Daulahs Onkel Alivardi Khan, zum neuen Nawab von Bengalen zu machen. Zwei unterschiedliche Interessengruppen fanden hier zueinander: die traditionellen lokalen Eliten, die auf eine Wahrung ihrer Privilegien aus waren, und die East India Company, die ihren Einfluss auf ganz Bengalen auszudehnen bestrebt war und zu diesem Zweck den künftigen Nawab zu kontrollieren suchte. Der Testfall für das so entstandene Geheimbündnis sollte die Kanonade von Palashi, später bekannt geworden als die Schlacht von Plassey, am 23. Juni 1757 werden.

Das Ereignis, bei dem die Truppen Mir Jafars auf Seiten des Nawab nicht in den Kampf eingriffen, sondern abwarteten, wer obsiegen würde, ist im Grunde kaum mit europäischen Maßstäben einer Feldschlacht zu beschreiben. Clive stand mit rund 3000 Mann, zusammengesetzt aus 900 europäischen Soldaten, 200 Topas und 2100 Sepoys, einer Übermacht des Nawab von 35.000 Mann Infanterie und 18.000 Mann Kavallerie, ergänzt durch schwer gepanzerte Kriegselefanten, gegenüber. Zudem unterstützten die Franzosen den indischen Fürsten mit einem Kontingent Artillerie. Um 8.00 Uhr begann die Schlacht mit einem Artillerieduell, das bis etwa 11.00 Uhr andauerte. In der Folge hatten die Inder mit massiven Problemen zu kämpfen. Ihr Pulver war im Gegensatz zu dem der Briten durch die gegen Mittag einsetzenden schweren

Regenfälle nass geworden, und zwei der drei wichtigsten Kommandeure des Nawab wurden schon während einer frühen Phase des Gefechts getötet. Obgleich zahlenmäßig überlegen, hatten die Inder dem disziplinierten Feuer der britischen Linieninfanterie nichts entgegenzusetzen. Gegen 17.00 Uhr nachmittags war die «Schlacht» zu Ende. Die Briten hatten nur 25 Gefallene und 50 Verwundete zu beklagen, die Verluste des Nawab wurden auf etwa 500 Mann beziffert. Wie schon diese Zahlen andeuten, handelte es sich bei Plassey im Grunde weniger um eine wirkliche Schlacht als um einen Testfall der Allianzen, bei der die Pläne der Briten aufgingen. Die Engländer hatten mit einem der Gefolgsleute des Nawab Mir Jafar gegen Siraj ud-Daulah konspiriert und intern dessen Absetzung durch eine Art Palastrevolution herbeizuführen versucht. Mir Jafar erschien auf dem Schlachtfeld auf der Seite des Nawab, aber bis zur letzten Minute war nicht klar, ob er – wie mit den Briten vereinbart – neutral bleiben, oder auf der Seite des Nawab in den Kampf eingreifen würde. Letztlich brach er seine Treue gegenüber Siraj ud-Daulah und griff auch auf dessen Hilfegesuch hin nicht ein. Einer der größten Nutznießer des Sieges war somit Mir Jafar, der von Clive als der neue «Nawab von Bengalen» begrüßt wurde. Im Sinne einer divide et impera-Logik unterstützte Clive fortan sowohl den neuen Nawab wie dessen Gegner, schwächte damit dessen Herrschaft und sicherte die britische Vormachtstellung in Bengalen. Im kulturellen Gedächtnis Indiens ist Mir Jafar zum Synonym für Verrat geworden, während sich Siraj ud-Daulah als tragischer Held zur nationalen Identifikationsfigur entwickelt hat.

Mit dem Sieg von Plassey lag Clive nun ein riesiges Reich gleichsam zu Füßen. In Murschidabad, der Hauptstadt Siraj ud-Daulahs, von wo dieser alsbald geflohen war, wurde nun Mir Jafar zum neuen Nawab eingesetzt, und die Briten unter Clive erhielten ihren finanziellen Tribut aus den Schätzen des Palastes Siraj ud-Daulahs, der bald gefangen genommen und getötet wurde. Clive bekam rund 230.000 Pfund vom neuen Nawab. Jedes Mitglied des Council in der Company in Kalkutta erhielt 27.000 Pfund, die Subalternen der Armee je 3000 Pfund und die Navy insgesamt

400.000 Pfund, was angesichts ihrer geringen Beteiligung an der entscheidenden Operation fast zu einem Aufstand führte. Insgesamt zahlte Mir Jafar den Briten während seiner Herrschaft die gewaltige Summe von rund 3.000.000 Pfund.

Mittlerweile hatten die Franzosen im Süden jedoch wieder Fort St. David eingenommen und schickten sich Mitte Dezember an, auch Madras und Fort St. George zu belagern. Clive entsandte eine Expeditionsarmee unter Lieutenant-Colonel Francis Forde zu den nördlichen Circars (in der Mitte der Ostküste zwischen Bengalen und Karnataka), um dort die Franzosen unter dem Marquis de Conflans anzugreifen, was auch erfolgreich gelang. Die Briten unter Stringer Lawrence konnten unterdessen Fort St. George mehrere Monate bis zum Februar 1759 gegen die Franzosen halten. Bei Chinsurah kam es am 25. November 1759 zu einer Schlacht zwischen Truppen der East India Company und Truppen der niederländischen V. O. C., die von Mir Jafar gegen die Briten mobilisiert wurde. Die Briten unter Francis Forde besiegten die Niederländer, ohne diese damit aber wirklich in den Krieg zu verwickeln. Die Niederlande bewahrten vielmehr ihre Neutralität. Mir Jafar wurde in der Folge abgesetzt und durch seinen Schwiegersohn Mir Kasim Ali Khan ersetzt. Eyre Coote wurde zum britischen Oberbefehlshaber ernannt, und die britischen Siege häuften sich. Die französische Flotte wurde vertrieben, bei Wandiwash gelang 1760 der Sieg in einer entscheidenden Landschlacht, und Pondicherry wurde 1761 dem Erdboden gleich gemacht. Im Norden verteidigte Clive Bengalen mit massiver Gewalt gegen die Offensive des Sohnes des Großmoguls aus Delhi.

In der Folgezeit stieg die East India Company zu einer wichtigen wirtschaftlichen wie politischen Macht in Indien auf. Drei Ereignisse sind hierfür ausschlaggebend, mit denen eine fast hundertjährige Herrschaft der Company bis zum Jahr 1858, als die britische Regierung mit dem «Government of India Act» die Herrschaft in Indien übernehmen sollte, begann: zunächst die Schlacht von Plassey 1757, mit der der Nawab von Bengalen seine Herrschaftsgebiete an die Company verlor, sodann die Übergabe der Diwani – und damit das Recht, Steuern in Bengalen zu erheben – an

die Company im Jahr 1765 und zum Dritten die Etablierung einer Hauptniederlassung in Kalkutta im Jahr 1772 mit der Einsetzung von Warren Hastings als Gouverneur.

Die Interpretation und Bewertung der Herrschaftsübernahme der East India Company in Indien ist zwischen unterschiedlichen Vertretern britischer Imperialgeschichtsschreibung und postkolonialer indischer Historiographie durchaus kontrovers. Während die einen von einem eher zufälligen Gewinn eines maroden Mogulreiches ausgehen, vertreten die anderen die Idee einer bewusst geplanten Kolonisierungspolitik. Beide Interpretationen dürften zu kurz greifen. Von Seiten der Londoner Leitung der Company gab es wohl keinen langfristigen Plan, zu einer politischen Macht in Indien aufzusteigen, gleichwohl handelte es sich nicht um eine rein zufällige Entwicklung. Die Soldaten der Company, allen voran Clive, waren von individuellem Besitzstreben und Hunger nach Beute getrieben und suchten stets den Kampf mit ihren unmittelbaren Rivalen, ohne sich dabei selbst als die Speerspitze imperialer Expansion zu sehen. Ein ähnlicher Gegensatz betrifft das damit verbundene Verhältnis zu den indischen Machteliten: Während die einen das *British Raj* als Ergebnis eines Aushandlungsprozesses zwischen lokalen Interessengruppen und der East India Company begreifen, betonen andere Stimmen eher den Zwangscharakter einer gewaltsamen Eroberung. Insgesamt dürften beide Aspekte als zwei komplementäre Dimensionen eines kolonialen Staatsbildungsprozesses zu verstehen sein. Ohne eine Zusammenarbeit mit den lokalen Eliten, die auch deren Interessen Raum gab, ließ sich ebenso wenig eine effektive und dauerhafte Herrschaft etablieren, wie ohne den Druck der britischen Kanonen. Aus der Perspektive der indischen Geschichte kommt den Auswirkungen des Siebenjährigen Krieges somit geradezu eine epochale Bedeutung zu. Die als Händler ins Land gekommenen Vertreter der Handelskompanien wurden zu Wegbereitern einer nachhaltigen Neuverteilung politischer Macht, die Indien bis ins 20. Jahrhundert hinein prägen sollte.

VI. «Britannia rule the waves» Britisch-spanische Konflikte von der Karibik bis zu den Philippinen

Zu den französischen kolonialen Besitzungen mit hohem ökonomischem Wert zählten neben Kanada und Indien vor allem einige karibische Inseln wie Martinique, Guadeloupe und St. Domingue (heute Haiti). Auf diesen Inseln wurde in erster Linie Zucker produziert, der innerhalb des Dreieckshandels zwischen Frankreich, Afrika und der Karibik einen wichtigen Faktor darstellte. Die Bevölkerung der dicht besiedelten Inseln bestand fast zu 90 Prozent aus Sklaven: Auf Martinique lebten 80.000, auf Guadeloupe etwa 60.000 und auf St. Domingue rund 190.000 Menschen, deren Warenexporte nach Frankreich im Jahr 1754 rund 75 Millionen Livres betrugen. Militärisch waren die Inseln nahezu schutzlos. Im Jahr 1755 näherte sich eine britische Flotte mit drei Linienschiffen, die Handelsschiffe aufbrachten, aber keine Truppen transportierten. Die Karibik war eine schwierige Region für militärische Operationen, da ab Ende März und Anfang April schwere Regenfälle einsetzten. Auch Moskitos und Malaria brachten die Soldaten schnell in Schwierigkeiten.

Im Jahr 1759 begannen die Engländer hier, wie an so vielen anderen Orten auch, die Franzosen zurückzudrängen. Am 16. Januar landete Major General Hopson mit fast 5000 Soldaten auf Martinique, das von nur rund 250 regulären französischen Soldaten und einigen Tausend Milizionären verteidigt wurde. Auch hatten die Franzosen einer englischen Flotte von zehn Linienschiffen nur ein angeschlagenes Schiff entgegenzusetzen. Doch der Angriff schlug fehl, das französische Fort Royal hielt dem Beschuss stand, und Gouverneur Beauharnais gelang es, die Engländer über die französische Versorgungslage zu täuschen, sodass diese die

Belagerung aufgaben. Das fiel ihnen nicht sehr schwer, da 75 Meilen nordwärts die Insel Guadeloupe lag, die bereits am 23. Januar unter britisches Feuer geriet. Die französische Zitadelle Basse-Terre wurde fast völlig zerstört, und die Landungstruppen übernahmen die Niederlassung fast ohne Widerstand. Gouverneur Nadau du Treil gelang es jedoch, sich in den Hügeln des Landesinneren zu verschanzen, sodass die Briten zunächst abwarteten. Nachdem Hobson und mit ihm viele seiner Männer an Tropenkrankheiten gestorben waren, gelang es seinem Nachfolger Major General John Barrington im März, das im Nordosten der Insel gelegene Fort Louis zu erobern und von dort aus die Insel Stück für Stück einzunehmen, bis sich Nadau du Treil am 25. April schließlich genötigt sah, die Kapitulation zu unterzeichnen. Währenddessen segelte eine französische Unterstützungsflotte unter Bompar in die Karibik und erreichte am 8. März Fort Royal auf Martinique. Erst am 23. April gelang es den Franzosen, die so lange mit einer Verstärkung ihrer Truppen zugebracht hatten, nach Fort Louis aufzubrechen und Barrington dort anzugreifen. Weil Beauharnais mit dem Angriff zögerte, Bompar die Ankunft der restlichen britischen Flotte befürchtete und Nadau du Treil die förmliche Aufgabe unterzeichnet hatte, vergaben die Franzosen ihre Möglichkeiten und segelten schließlich zurück nach Martinique und St. Domingue. Dies blieb nicht ohne Folgen: Beauharnais wurde sein Kommando entzogen, Nadau du Treil wurde inhaftiert und Bompar erhielt zunächst kein weiteres Kommando. Die Briten waren jedoch nicht in der Lage, ihren Erfolg vollständig zu nutzen. Viele Schiffe wurden wieder abgezogen, und man musste sich damit begnügen, einige kleinere Inseln um Guadeloupe in britische Gewalt zu bringen. Der französische Westindienhandel war damit jedoch erheblich geschwächt worden, auch wenn sich politische Herrschaftswechsel im komplexen lokalen Interessengeflecht des Karibikraums nicht notwendig Eins-zu-eins auf die wirtschaftlichen Austauschverhältnisse auswirken mussten.

Im Jahr 1761 begannen die Briten erneut, eine Operation zur Einnahme von Martinique vorzubereiten und eroberten im Juni die Insel Dominica. Bis zum Ende des Jahres gelang es ihnen, 17

Linienschiffe mit rund 13.000 Mann auf Barbados zu versammeln, die am 5. Januar 1762 nach Martinique aufbrachen. Am 16. Januar landete die britische Expeditionsarmee auf der Insel, die von nur 700 Infanteriesoldaten, 300 Marinesoldaten und acht Bataillonen von Milizionären verteidigt wurde. Am 3. Februar wurde die Festung eingenommen und zehn Tage später ergab sich die ganze Insel den Briten, die bis Anfang März auch St. Lucia und Grenada eingenommen hatten.

Frankreich hatte somit an fast allen Fronten gegen die Briten Schiffe, Ressourcen und Territorium eingebüßt. Man sann daher in Paris auf neue diplomatische Möglichkeiten, und es gelang, das familiäre Bündnis zwischen den beiden Bourbonenhäusern zu reaktivieren. So trat Karl III. von Spanien im Jahr 1762 auf Seiten Frankreichs in den Konflikt ein, als der Siebenjährige Krieg auf den meisten Schauplätzen in Europa, Indien und Nordamerika bereits beendet war. Die Royal Navy war zu diesem Zeitpunkt die stärkste Seestreitmacht der Welt. Sie verfügte über 300 Schiffe mit einer Besatzung von über 82.000 Mann. Durch den Kriegseintritt Spaniens veränderte sich die Lage erheblich, denn Spanien hatte nicht nur 70 Kriegsschiffe zur Verfügung, sondern besaß auch ein weltweites Netz von befestigten Handelsstützpunkten und Militärbasen. Die beiden bedeutendsten dieser Niederlassungen waren Kubas Hauptstadt Havanna und Manila auf den Philippinen. Am 4. Januar 1762 erklärte England Spanien den Krieg und zwei Tage später beschloss das Kabinett den Angriff auf die beiden spanischen Festungen. Nun begannen die ambitioniertesten Landungsunternehmen, die die Briten bis dahin geplant hatten. Vize-Admiral Sir George Pocock, der bereits in Indien erfolgreich agiert hatte, wurde mit der mit 90 Kanonen ausgestatteten *Namur* als Flaggschiff ausgerüstet und zum Leiter der Operation gegen Havanna ernannt. Anfang März 1762 brach ein Konvoi von über 70 Schiffen mit einem geheimen Ziel aus Portsmouth auf, welcher unterwegs noch durch andere Verbände aus Nordamerika und von den westindischen Inseln ergänzt wurde.

Doch zunächst wurde in Europa ein neuer Kriegsschauplatz eröffnet. Spanische Truppen marschierten Anfang Mai in Portugal

ein, wo ihnen im Juli eine britische Expeditionsarmee unter dem Earl von Loudoun entgegentrat, um den Vormarsch auf Lissabon zu stoppen. Eine zweite spanisch-französische Armee trat im August den Weg durch die Estremadura an und belagerte Almeida. Doch damit sollte der spanische Vormarsch bereits zum Erliegen kommen. Die Briten starteten erfolgreiche Gegenangriffe auf die Versorgungslinien der Spanier und zwangen diese Anfang November zum Rückzug auf spanisches Territorium. Waren damit die Kampfhandlungen auf der iberischen Halbinsel beendet, so wurden für den Ausgang des Konflikts vor allem die überseeischen Entwicklungen entscheidend.

Am 6. Juni erreichte eine britisch-amerikanische Flotte von 200 Schiffen mit insgesamt 16.000 Soldaten Havanna. Die Stadt war im 16. Jahrhundert stark befestigt worden und galt als uneinnehmbar. Sie wurde durch die Zitadelle, das Castillo de la Real Fuerza, geschützt sowie außerhalb der Stadtmauern durch ein Fort namens La Punta. Auf der anderen Seite der Hafenmündung befand sich eine massive Festung mit Namen El Morro, welche die ganze Landschaft beherrschte. Der spanische Gouverneur von Havanna, Don Juan de Prado, hatte also allen Grund sich sicher zu fühlen, obwohl er bereits durch ein französisches Kriegsschiff vom Ausbruch des Konflikts zwischen Spanien und England informiert worden war. Mit Hilfe einer Finte gelang es dann George Keppel, dem Earl of Albemarle, am 10. Juni mit seinen Männern die Anhöhe von La Cabaña einzunehmen und sich so in eine strategisch wichtige Position zur Einnahme der Stadt zu versetzen. Aus der Perspektive des Gouverneurs von Havanna war dies effektiv eine große Bedrohung, mochte er doch gehofft haben, die Stadt nur noch zwei Monate bis zum Beginn der Hurrikan-Saison halten zu müssen, während die Tropenkrankheiten ein übriges getan hätten. Die Festung war über einen Monat schwerem Beschuss durch die Briten ausgesetzt, die währenddessen – vor allem durch Tropenkrankheiten – selbst schwere Verluste erlitten. Bereits 1000 Männer waren an Verwundungen, Gelbfieber und Malaria gestorben, weitere 3000 zu schwer erkrankt, um kämpfen zu können. Da ein Aushungern der

Festung unmöglich schien, setzte man schließlich auf einen Sturmangriff.

George Keppel stellte dem Kommandanten der Festung, Don Louis de Velasco, ein letztes Ultimatum. Am 30. Juli um zwei Uhr mittags war es dann soweit. Die Minen unter den Mauern von El Morro explodierten und der Angriff begann. Der spanische Kommandeur Velasco und sein zweiter Kommandierender Colonel González wurden in der ersten Angriffswelle tödlich verwundet, und man ordnete an, eine weiße Fahne zu hissen und aufzugeben. Bereits eine Stunde nach Explosion der Minen wehte die britische Flagge über El Morro. Am 13. August 1762 erfolgte die formelle Übergabe der Stadt an die Briten. Die Kapitulationsbedingungen waren verhältnismäßig moderat. Den spanischen Truppen wurde gestattet, mit fliegenden Fahnen die Stadt zu verlassen und ihr Hab und Gut mit sich zu nehmen. Ältere und ranghöhere Offiziere wurden mit einem britischen Schiff nach Spanien gebracht und die Einwohner Havannas, die sich zum Bleiben entschlossen hatten, konnten nach vier Jahren unter Beibehaltung ihres katholischen Bekenntnisses britische Staatsbürger werden. Von der am 7. Juni gelandeten britischen Armee mit rund 14.000 Mann waren jetzt nur noch etwa 3000 dienstfähig. Die Royal Navy und die Army hatten 391 Gefallene und noch einmal etwa die gleiche Zahl an Verwundeten und Vermissten zu beklagen. Der weitaus größte Anteil jedoch – rund 10.000 Männer – litt an tropischen Krankheiten wie Malaria oder Gelbfieber. In der Folge starben rund 5000 Mann an den Folgen der Krankheiten, also zehnmal mehr als während der eigentlichen Kampfhandlungen. Die Nachricht von der Eroberung der kubanischen Hauptstadt erreichte London am 27. September und löste ein freudiges Echo im ganzen Land aus. Mit der Eroberung Havannas tritt auch eine der paradox erscheinenden Wechselwirkungen zwischen imperialer Kriegführung, Okkupation und Freihandel zu Tage: Der Handel treibende Teil der Inselbewohner profitierte enorm von der elfmonatigen Einnahme, indem er nun die Handelswege des britischen Empires nutzen konnte. Zucker, Tabak und Viehhäute verließen fortan in großem Umfang den Hafen von Havanna, und umgekehrt kamen englische

Waren sowie afrikanische Sklaven ins Land. In der kubanischen Geschichte wird das Jahr 1762 daher nicht nur als spektakuläre Eroberung einer uneinnehmbaren Festung erinnert, sondern auch als Konfrontation unterschiedlicher Wirtschafts- und Handelsregimes.

Fast zur gleichen Zeit, in der die Einnahme Havannas erfolgte, machte sich ein britisches Expeditionskorps im indischen Madras bereit, die spanische Festung Manila auf den Philippinen anzugreifen. Manila galt als ebenso uneinnehmbar wie Havanna und stellte eines der bedeutenden Handelszentren im pazifischen Raum dar. Da der britische Armeekommandant in Indien, Major-General Stringer Lawrence, befürchtete, die Franzosen könnten zu einem Gegenangriff ansetzen, sobald die Engländer einen Großteil ihrer Truppen einschiffen würden, bekam der Leiter der Operation, Colonel William Draper, schließlich weniger Truppen gestellt als ursprünglich geplant. Sie waren eine bunte Mischung, die sich unter anderem aus regulären Soldaten und Artilleristen, Männern der East India Company, Sepoys, indischen Irregulären, Marinesoldaten und Seeleuten zusammensetzte. Um den Überraschungseffekt sicher zu stellen, musste ebenso schnell gehandelt werden wie im Falle Havannas. Hinzu kamen die gefährlichen Wetterbedingungen auf See und eine weitgehende Unkenntnis der Meere und exakten geographischen Verhältnisse. Ende Juli wurde Drapers Truppe unter dem Seekommando von Konter-Admiral Samuel Cornish eingeschifft und segelte in Richtung Philippinen. Am 19. August erreichte man das niederländische Malakka und am 23. September schließlich die Bucht von Manila. Die Stadt wurde durch die vorgelagerte Festung Cavite beschirmt, auf die sich der primäre Angriffsplan Drapers richtete, um von dort aus schließlich die Stadt beschießen zu können. Manila konnte als Großstadt gelten, die von rund 100.000 Spaniern, Chinesen und Philippinos bewohnt wurde. Der Gouverneur von Manila, Erzbischof Don Manuel Antonio Rojo del Rio et Vieyra, war noch erstaunter über die Ankunft der britischen Flotte als sein Amtskollege auf Kuba und sandte einen Boten aus, der sich erkundigen sollte, ob die Briten in Schwierigkeiten wären, oder was ihr Anliegen sei. Die Nachricht, dass sich Spanien und Großbritannien im Krieg befanden, hatte ihn noch nicht erreicht.

Don Manuel verfügte über rund 600 reguläre Soldaten und etwa 300 Milizionäre, benötigte aber nach eigener Ansicht etwa 4000 Mann, um die Festung sinnvoll verteidigen zu können.

Draper realisierte, dass er mit den wenigen zur Verfügung stehenden Männern einen Entsatz der Stadt nicht riskieren konnte und plante einen direkten Angriff. Am Abend des 24. September war eine weitgehend unbehelligte Landung in der Nähe Manilas außer Reichweite der Verteidigungsartillerie geglückt, sodass Draper am nächsten Tag an Land über eine Truppe von rund 1000 europäischen Soldaten und etwa 800 Sepoys verfügen konnte. Er stellte dem Gouverneur ein drohendes Ultimatum. Er forderte ihn auf, seine Situation zu bedenken, denn die Armee der Angreifer bestünde aus gefährlichen Gestalten «unacquainted with the more Humane Parts of War», die er im Falle einer weiteren Verzögerung kaum von ihrem gewalttätigen Treiben zurückhalten könne. Der Gouverneur lehnte ab. In der Tat kam es schon bald darauf zu einer drastischen Eskalation der Gewalt, die jedoch zunächst von Seiten der Verteidiger ausging. Die Briten hatten am 25. September eine kleine Gallone aufgebracht, die zu einem spanischen Schatzschiff aus Acapulco gehörte. Unter den Gefangenen war auch Antonio Tagle, der Neffe des Gouverneurs. Man beschloss, ihn mit einigen kleinen Geschenken als Zeichen der Höflichkeit in die Stadt zu schicken. Begleitet von Drapers Sekretär, Lieutenant Fryer, sandte man einen kleinen Trupp in Richtung der Stadttore. Doch als diese Gruppe von philippinischen Irregulären erspäht wurde, begann eine grausame Attacke, in deren Verlauf Fryer massakriert und auch der Neffe des Gouverneurs getötet wurde. Draper drohte nun, alle spanischen Gefangenen hängen zu lassen, der Gouverneur versicherte jedoch, dass er keine Kontrolle über seine Irregulären habe. Hier wiederholten sich mithin Szenen, die auch vom zentraleuropäischen Kriegsschauplatz bekannt waren, auf dem irreguläre Truppen – seien es Kosaken, Panduren oder französische Freikorps – immer wieder für Gewaltexzesse verantwortlich gemacht wurden.

Am 3. Oktober begannen die eigentlichen Kampfhandlungen, die innerhalb von vier Tagen zur Kapitulation der Spanier führen sollten. Eröffnet wurde der Angriff durch den schweren Beschuss mit

der Belagerungsartillerie, u.a. einer Reihe von Mörsern und acht 24-Pfündern von den Schiffen. Er zerstörte binnen weniger Stunden die Geschütze der spanischen Verteidiger. In der Folge kam es in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober zu einem Ausfall der Verteidiger, die die englischen Truppen mit rund 2000 Philippinos angriffen. Die Attacke konnte jedoch mit dem geschlossenen Salvenfeuer der Briten rasch abgewehrt werden. Am nächsten Tag gelang es den Angreifern, eine Bresche in die Stadtmauern zu schießen, sodass die Voraussetzungen für einen Sturm geschaffen waren, der bereits in der Dämmerung des 6. Oktober erfolgte. Der Angriff war erfolgreich, und der verbleibende Teil der zurückgedrängten Truppen des Gouverneurs verschanzte sich zunächst in der Zitadelle von Santiago, doch der Gouverneur realisierte schon bald, dass weiterer Widerstand zwecklos war und schickte einen Boten zu Draper, um die Übergabeverhandlungen beginnen zu lassen. Während die Spanier einige hundert Mann verloren hatten, kostete die Briten der Angriff nur 35 Gefallene und rund 100 Verwundete. Drapers anfängliche Drohung wurde nun Wirklichkeit, und die extrem heterogen zusammengesetzten Verbände plünderten und vergewaltigten die Einwohner über vier Stunden, bis das 79. Linienregiment die Ordnung wiederherstellte. Am 7. Oktober wurde die Kapitulationserklärung unterzeichnet, die ähnlich wie in Kuba den Spaniern ihre freie Religionsausübung beließ und die Stadt unter britische Verwaltung stellte. Die eigentlichen Probleme entstanden nun wie in Indien bei der Verteilung der neuen Verwaltungskompetenzen und vor allem bei der Aufteilung der immensen Kriegsbeute, die rund 4 Millionen spanische Dollar (mehr als 1,3 Millionen Pfund) betrug. Denn Draper, der seine militärische Mission für beendet hielt, obwohl eine spanische Guerillaarmee sich im weiten Dschungel der Philippinen samt den Schätzen des Schiffes aus Acapulco zurückgezogen hatte, hatte ein ziviles Mitglied der East India Company – Dawsonne Drake – als Gouverneur eingesetzt. Die britische Besatzung Manilas vom November 1762 bis zum Mai 1764 unterschied sich deutlich von den Verhältnissen in Nordamerika oder der Karibik. Obwohl auch hier ein beeindruckender militärischer Erfolg erzielt wurde, war die

Bevölkerung vor Ort weder politisch noch ökonomisch bereit, sich mit den Briten zu arrangieren. Im Landesinneren kontrollierte eine Guerillaarmee die Insel, und der Handel mit den Briten kam nicht in Gang. Ohne politische Loyalität und gemeinsame Handelstätigkeit blieb die Macht der Briten jedoch eher symbolischer Natur und zeitigte kaum nachhaltige Folgen.

Draper, in völliger Unkenntnis der Situation in Nordamerika, der Karibik oder gar auf dem europäischen Festland, trat die Rückreise zunächst nach Indien und dann nach London an. Die Problematik einer globalen Kommunikation trat am Ende des Konfliktes mit aller Deutlichkeit zu Tage. Am 16. April erreichte Colonel Draper mit der Nachricht der Einnahme Manilas London, und nur kurze Zeit vorher war der in Havanna so siegreiche Earl of Albemarle in der Hauptstadt eingetroffen. Erst zwei Monate, nachdem am 10. Februar 1763 in Paris der Frieden zwischen England und Frankreich geschlossen wurde, erreichte London somit eine der wichtigsten Siegesnachrichten aus Übersee.

VII. Ein Krieg – zwei Frieden
Paris und Hubertusburg

Der Frieden von Paris und Hubertusburg stellt insofern ein Novum in der europäischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts dar, als er hier an zwei unterschiedlichen Orten, völlig unabhängig voneinander, ausgehandelt wurde. Dabei hatte es durchaus zunächst Pläne von Graf Kaunitz gegeben, 1762 einen europäischen Friedenskongress in Augsburg abzuhalten, zu dem es aber nie kommen sollte. Stattdessen fanden nun England, Frankreich und Spanien in Paris zueinander, während Preußen und Österreich in Hubertusburg verhandelten.

Zwischen England und Frankreich kam es bereits im März 1761 zu ersten Kontakten über einen Frieden, als der französische Außenminister Choiseul William Pitt vorschlug, einen Frieden auf Grundlage des bisherigen Besitzstandes zu schließen, was dieser jedoch ablehnte. Einem zweiten Anlauf Choiseuls war dann jedoch Erfolg beschieden, Pitt konnte sich nicht gegen die friedenswillige Mehrheit im Kabinett durchsetzen, und der britische Premierminister Lord Bute nahm Verhandlungen mit Choiseul auf, die ab September 1762 auch öffentlich geführt wurden. In Fontainebleau wurde am 3. November 1762 ein Präliminarfrieden geschlossen, während gleichzeitig im Vertrag von Ildefonso Frankreich Louisiana an Spanien abtrat. In London riefen die für Frankreich sehr akzeptablen Bedingungen deutliche Spannungen im Unterhaus hervor. Trotz harscher Kritik William Pitts und anderer Vertreter der imperialen Fraktion stimmten die Commons jedoch im Dezember mit 319 zu 64 Stimmen für den Friedensschluss.

Am 10. Februar 1763 folgte die eigentliche Vertragsunterzeichnung. Die territorialen Verschiebungen, die nun vereinbart wurden, waren immens, angesichts der Niederlagen Frankreichs an allen Fronten aber dennoch moderat zu nennen.

Frankreich erreichte die Anerkennung von Fischereirechten bei Neufundland und in der St. Lorenz Bay, in der Karibik konnte es die Inseln Martinique, Guadeloupe, St. Lucia und Maria Galante behalten. An der Westküste Afrikas bekamen die Franzosen ihren Stützpunkt Gorée zurück. England erhielt hingegen ganz Kanada und das Hinterland der nordamerikanischen Kolonien, die westindischen Inseln Grenada, Dominica, St. Vincent und Tobago, in Afrika den Senegal und im Mittelmeer die Insel Menorca zurück. Spanien verlor Florida an England, gewann dafür jedoch Kuba und die Philippinen wieder. Auch verzichteten die Briten auf ihre Stützpunkte in Belize, dem späteren British Honduras, zugunsten von Holzfällereirechten, die ihnen die Spanier dort einräumten. Auf dem indischen Subkontinent behaupteten sich die Briten nun als die dominierende Macht. Die Franzosen bekamen zwar ihre Faktoreien zurück, hatten sich jedoch der von britischer Seite installierten Herrschaft zu unterstellen. Im Alten Reich zogen sich die Franzosen aus den von ihnen besetzten Gebieten in Hannover, Hessen und am Niederrhein zurück.

Besonders breiten Raum in den Verhandlungen nahm die Klärung der britisch-spanischen Verhältnisse ein. Durch Abtreten des westlichen Louisiana von Frankreich an Spanien akzeptierten die Spanier den Verlust Floridas im Hinblick auf die Wiedergewinnung Havannas. Insgesamt kann Spanien, das erst kurz zuvor überhaupt in den Krieg eingetreten war, als dessen größter Verlierer gelten. Das auf der Seite Englands stehende Portugal wurde gar nicht an den Verhandlungen beteiligt. Signifikanten Einfluss auf die Verhandlungsführung, vor allem von der britischen Seite, hatten hingegen auch privatwirtschaftliche Akteure wie die East India Company, die geschickt durch Memoranden und Petitionen, in gemeinsamen Ausschüssen mit der Regierung und persönlichem Austausch mit Regierungsmitgliedern ihre Interessen geltend zu machen wussten.

Der Vertrag von Paris hatte mithin zentrale Auswirkungen auf die Besitzverhältnisse in den außereuropäischen Territorien. Die Franzosen verloren ihre Nouvelle France, d.h. Kanada und die angrenzenden Gebiete, an die Briten. Doch die Besitzrechte an den

riesigen Landmassen, die hier mit wenigen Zeilen eines Vertrages verschoben wurden, erwiesen sich bei näherer Betrachtung alles andere als geklärt. Denn das Territorium, dessen Fläche nahezu die des damaligen Europa besaß, wurde eigentlich von Indianerstämmen bewohnt, die allerdings aus Sicht der Europäer keine Besitzrechte über diese Gebiete geltend machen konnten. Diese ergaben sich nach europäischer Völkerrechtstheorie allein aus Besiedlung und Kultivierung des Landes nach europäischem Muster. Der Hauptunterschied zwischen indigenen und europäischen Rechtsvorstellungen bestand in der Differenz zwischen Eigentumsrecht und Nutzungsrecht. Die Indianer kannten nur das Nutzungsrecht, sodass die Europäer ihnen ein Hoheitsrechte implizierendes Eigentumsrecht grundsätzlich absprachen. In der Praxis bedeutete dies, dass die Indianer in ihren Verträgen mit den Europäern davon ausgingen, lediglich Nutzungsrechte an ihren Gebieten zu veräußern, die Europäer hingegen glaubten, das Eigentumsrecht erworben zu haben. Der nordamerikanische Raum wurde damit im europäischen Verständnis zu einem Herrschaftsraum, der Gegenstand von entsprechenden Friedensvertragswerken werden konnte. Im Pariser Vertrag von 1763 wurde nun zum ersten Mal die territoriale Lage in Nordamerika ohne Einbeziehung der Stämme neu geordnet und diesen damit ihr völkerrechtlicher Status abgesprochen. Die Indianerstämme hingegen waren keineswegs bereit, das zu akzeptieren. Überall regte sich Protest gegen die europäischen Verfügungsansprüche, denen man die Anerkennung schließlich gewaltsam verweigerte.

Als «Pontiac’s Rebellion» ist dieser britisch-indianische Krieg der Jahre 1763 bis 1765 in die Geschichte eingegangen, benannt nach dem gleichnamigen Häuptling der Ottawa. Die Indianer unterlagen jedoch mit hohen Verlusten und wurden weiter nach Westen zurückgedrängt. Im Friedensvertrag von 1767 erreichten sie immerhin, dass die «völkerrechtlichen Fiktionen» (H. Wellenreuther) des Pariser Friedensvertrages indianischen Rechtsvorstellungen insoweit angepasst wurden, als die Stämme jetzt formal mit darüber entschieden, wem sie ihr Land

übereigneten. Genau genommen endete der Siebenjährige Krieg als French and Indian War daher auch erst 1767. Mit Pontiacs Krieg war das Schicksal der Indianer endgültig besiegelt: Statt eines «middle ground» blieb ihnen künftig nur Unterordnung und Vertreibung.

In Europa hatte sich die Lage für Preußen nach dem Tod der Zarin und dem Separatfrieden mit Russland und Schweden zunächst leicht entspannt, doch drohten mit der Machtübernahme durch Katharina II. von russischer Seite schon bald wieder mögliche Gefahren. Sowohl Preußen wie Österreicher hatten 1762 die Unterstützung durch England bzw. Frankreich verloren und waren zu einem Frieden gern bereit. Die eigentliche Initiative ging jedoch von sächsischen Gesandten in Paris und Wien aus. Nachdem am 24. November ein Waffenstillstand beschlossen worden war, begannen am 30. Dezember 1762 im Jagdschloss Hubertusburg beim sächsischen Wermsdorf die Verhandlungen. Auf halber Strecke zwischen Friedrichs Quartier in Leipzig und der von den Österreichern gehaltenen sächsischen Residenzstadt Dresden bot das durch preußische Plünderungen arg angegriffene Schloss einen zwar etwas improvisierten, aber praktischen Verhandlungsort. Die Verhandlungen führte für Preußen der Legationsrat Ewald Friedrich von Hertzberg, der bereits die Friedensabkommen mit Schweden und Russland geschlossen hatte, für Österreich der Hofrat Heinrich Gabriel von Collenbach und für Sachsen der Geheime Rat Thomas von Fritsch. Innerhalb von nur sechs Wochen kamen die Verhandlungen zu einem Ende.

Am 15. Februar 1763 unterzeichneten Hertzberg und Collenbach den Friedensvertrag zwischen Preußen und Österreich und am gleichen Tag Hertzberg und Fritsch den Frieden zwischen Preußen und Sachsen. Die Ratifizierung durch Friedrich II. erfolgte am 21. Februar und durch Maria Theresia am 24. Februar. Insgesamt einigte man sich eher zugunsten Preußens auf die Wiederherstellung des Status quo ante bellum. Strittig war vor allem der Besitz der schlesischen Grafschaft Glatz, die von Österreich beansprucht wurde. Die Preußen konnten ihre Ansprüche jedoch behaupten und verweigerten ebenso jegliche Reparationszahlungen an Sachsen wie

den Verzicht auf ihre Sukzessionsansprüche in Ansbach und Bayreuth. Das Reich, das im Dezember in Regensburg seine Neutralität erklärt hatte, nahm an den Verhandlungen nicht teil, obwohl es von beiden Kriegsparteien mit in den Vertrag eingeschlossen wurde und die Reichsarmee gegen Preußen gekämpft hatte. Am 25. Februar 1763 bestätigte der Kaiser den Reichsfrieden und beendete damit den Reichskrieg gegen Preußen. Nach Ansicht mancher Historiker habe das Reich damit seine Kriegsziele als «einziger Kriegsteilnehmer voll erreicht» (J. Burkhardt), indem u.a. Preußens Aggression abgewehrt und Sachsen befreit wurde. Auch die Kontinuität in der Thronfolge wurde durch die Gewinnung der Brandenburg-Preußischen Stimme für die Wahl Josephs II. zum Kaiser 1765 gesichert.

Doch wie wurden die Friedensschlüsse kommuniziert, wie erlebte die Bevölkerung den Frieden? In Kurhannover, das mit England ja in Personalunion stand, konnte der Frieden bereits Anfang Januar mit Pauken und Trompeten gefeiert werden. Bereits wenige Tage nach dem Friedensschluss in Hubertusburg wurde die Nachricht überall im Reich durch berittene Postillione verkündet. Im März wurde vielerorts der Frieden performativ in Form von Friedensfesten zelebriert. Diese Dankesfeste waren obrigkeitlich angeordnet und sollten eine gewisse regionale Einheitlichkeit aufweisen. Die Pfarrer hatten einen Dankgottesdienst mit vorgeschriebener Predigt zu halten, im Anschluss sollte in den preußischen Territorien die offizielle preußische Proklamation des Friedens verlesen und ihr Text an den Kirchentüren angeschlagen werden. Im Gegensatz zu den Feiern des Westfälischen Friedens von 1648, die meist durch die Städte selbst organisiert wurden, zeigt sich hier ein deutlich obrigkeitlicher Zug. Ähnlich gering war die Präsenz von Friedensfeiern in den katholischen Territorien. Die obrigkeitliche Verordnung bedeutete jedoch nicht, dass die Untertanen die Friedensnachricht nicht begeistert aufnahmen. Am Niederrhein etwa wetteiferten die Städte geradezu mit ihren Friedensfeiern. Überall schmückten die Bürger ihre Häuser mit dem preußischen schwarzen Adler, und während der Friedensfeste im März wurden mancherorts aufwendig gestaltete Ehrenpforten

aufgestellt. Nicht nur durch Glocken, Messen und Postillione wurde die Nachricht vom Frieden kommuniziert, auch die Zeitungen verbreiteten die Nachricht und eine Vielzahl von Friedensallegorien kursierte in Kupferstichen, auf Flugblättern oder sogenannten Friedenstüchern. Mehrfach überliefert ist etwa ein Tuch mit der Aufschrift: «Zwey Kayser und drey Könige sind nun des Krieges müde – Drum machen sie auf Gottes Winck mit Preußen Friedrich steten Friede».

Die Reaktionen der Zeitgenossen auf den Ausgang des Krieges schwankten angesichts rund einer Million Toter zwischen Entsetzen und Bewunderung: Einerseits war der extrem blutige Konflikt letztlich ergebnislos geblieben und bestätigte nur die Vorkriegsverhältnisse, andererseits war es dem kleinen Preußen gelungen, sich gegen eine gewaltige Übermacht von Gegnern zu behaupten. Vor allem die Person Friedrichs II. wurde damit zum Symbol unbeugsamen Durchhaltens. Auf struktureller Ebene hatte Preußen damit seine Staatsbildung behauptet und sich zu einer anerkannten Macht im europäischen Mächtekonzert aufgeschwungen, eine Tatsache, die nach dem Friedensschluss auch von Wiener Seite nicht mehr ernsthaft in Frage gestellt werden konnte. Am 30. März 1763 zog Friedrich II. feierlich in Berlin ein. Zur großen Enttäuschung seiner Untertanen vermied der Monarch jedoch das große Zeremoniell und begab sich an den Massen vorbei in aller Stille in sein Schloss.

VIII. Die Kultur des Krieges
Erfahrungen und Deutungen

Die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges blieben historisch weitgehend konturlos, betrachtete man sie ohne ihre zeitgenössischen Repräsentationen und Deutungen. Anhand der medialen Repräsentation, religiöser und politischer Deutungsmuster sowie den Kriegserfahrungen der Soldaten wie der Zivilisten sollen daher zeitspezifische kulturelle Signaturen des Konflikts aufgezeigt werden. Der Siebenjährige Krieg war ein frühmoderner Medienkrieg, der nach der Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges geradezu eine konjunkturelle Hochzeit der Publizistik darstellte. Im Zeitalter der Aufklärung existierte bereits eine breite Palette an Medien, von Zeitungen und Flugschriften über Kupferstiche und Medaillen bis hin zu Artefakten des Kunsthandwerks wie Tabakdosen, Vivatbändern oder Porzellan, mit denen die Ereignisse des Krieges dokumentiert und repräsentiert wurden. Die Publizistik sollte idealerweise geradezu zur einzigen Wirklichkeit des Krieges werden, wenn Friedrich II. in seinem *Politischen Testament* von 1768 räsonierte, dass «der friedliche Bürger in seiner Behausung ruhig und ungestört bleibt und gar nicht merkt, dass sein Land im Krieg ist, würde er es nicht aus den Kriegsberichten erfahren», ein Satz, der häufig angeführt wird, um den Charakter einer gehegten Kriegführung im 18. Jahrhundert zu verdeutlichen, durch den die Bevölkerung, gerade im Vergleich etwa zum Dreißigjährigen Krieg, weitgehend von den militärischen Drangsalen verschont geblieben sei. Das Zitat verweist jedoch gleichzeitig auf eine bestimmte mediale Kultur, in der eine hohe Nachfrage nach Informationen zum Kriegsgeschehen bestand, und die Publizistik selbst zu einer zentralen Sphäre der Kriegführung wurde. Der Krieg war einer der wesentlichen Motoren der

Medienlandschaft oder, wie es 1755 ein Autor ausdrückte, die «fruchtbare Mutter der Zeitungen».

Am stärksten ausgeprägt war die öffentliche Debattenkultur in Großbritannien. Hier kursierten zum Teil drastische Karikaturen, Balladen, Gedichte und Flugschriften, welche die Diskussionen des Parlaments mit einer breiteren Öffentlichkeit verknüpften. Das strategische Dauerthema der britischen Öffentlichkeit war das Engagement auf dem Kontinent, das vor allem durch Englands Personalunion mit Hannover beständig Anlass für heftige Kontroversen bot. Zunächst stimuliert durch konfessionell gefärbte Propaganda und die militärischen Erfolge Friedrichs II., kühlte sich die Stimmung in der zweiten Hälfte des Krieges angesichts hoher ökonomischer Ausgaben, einer weitgehenden militärischen Entscheidungslosigkeit und der Eroberung Kanadas 1760 merklich ab.

Im Reich lässt sich innerhalb der zeitgenössischen Zeitungs- und Presselandschaft eine grobe Dreiteilung ausmachen. Neben die offiziellen preußischen und österreichischen Presseorgane, die für die weiteren Organe des Landes verbindlichen Vorbildcharakter hatten, traten die verschiedenen Zeitungen der Städte im Reich, die keiner der beiden Mächte direkt unterstanden und daher besonders brisante, weil schwer zu kontrollierende Nachrichten verbreiteten. Nachdem in Österreich alle Berliner Zeitungen verboten worden waren, reagierten die Preußen 1759 mit einem Verbot der Wiener, Prager, Frankfurter, Kölner, Regensburger, Brüsseler und anderer Reichszeitungen mit Ausnahme der Hamburger und Altonaer Zeitung. Eine rasche Nachrichtenverbreitung wurde zu einem wichtigen Mittel der Politik, das hatte Friedrich II. wie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen erkannt. In Hamburg kursierte 1757 bezeichnenderweise ein Gerücht, aus Berlin komme die amtliche Nachricht, Friedrich wolle sich fortan nicht mehr König der Preußen, sondern «König der Pressen» nennen. Die Zeitungsmacher profitierten ganz wesentlich von dieser Art der Nachrichtenpolitik und machten daraus auch keinen Hehl. Der Herausgeber der Altonaer *Staatsund Gelehrten Neuigkeiten,* kündigt 1757 sein Organ mit den Worten an, dass «in den gegenwärtigen kriegerischen

Zeiten nichts vorteilhafter und einträglicher sey, als entweder Husar oder Zeitungsverleger» zu werden.

Über die zeitgenössische Rezeption von Schlachtennachrichten in den Zeitungen und Flugschriften erfahren wir allerdings nur in einzelnen Selbstzeugnissen. Johann Wolfgang von Goethe etwa berichtet in *Dichtung und Wahrheit* aus seiner Frankfurter Kinderzeit, dass er, zu Beginn des Krieges gerade sieben Jahre alt, Zeuge wurde, wie sich nicht nur die politische Welt in unterschiedliche Lager für und wider Preußen teilte, sondern auch seine eigene Familie. Während sein Großvater und einige Schwiegersöhne und Töchter ganz kaiserlich gestimmt für Österreich Partei nahmen, war sein Vater mit der kleineren Familienhälfte auf Seiten der Preußen: «Man stritt, man überwarf sich, man schwieg, man brach los» berichtet Goethe, der selbst unter dem Eindruck des Preußenkönigs ganz «fritzisch gesinnt» war und angeblich begeistert jede neue preußische Siegesnachricht erwartete. Die Goethes wurden somit zu virtuellen Teilnehmern am Schlachtgeschehen, die mit einzelnen Zügen mitfieberten, wie man es heute nur noch im Bereich von sportlichen Medienereignissen kennt.

Solche Faszination wird auch in zahlreichen Artefakten des zeitgenössischen Kunsthandwerks greifbar, die dem Stellenwert heutiger «Fanartikel» gleich kamen. Eine Besonderheit innerhalb der Schlachtendarstellungen des Siebenjährigen Krieges bildeten etwa Tabakdosen aus Iserlohn. Diese relativ preisgünstigen, vornehmlich mit Schlachtenmotiven geprägten Messingdosen erlebten während des Krieges einen massiven Boom und wurden zeitnah als regelrechte Ereignisdosen auf den Markt gebracht.

Innerhalb der publizistischen Federkriege der Kriegspropaganda spielte vor allem das Thema Konfession immer wieder eine zentrale Rolle. Zwar war der Siebenjährige Krieg kein Religionskrieg, doch wurde er von verschiedenen Kriegsparteien als ein solcher inszeniert. Preußen und England versuchten sich als Verteidiger der protestantischen Sache gegen Frankreich, Österreich und Spanien zu legitimieren, eine Allianz, die aber spätestens mit dem Kriegseintritt Schwedens auf Seiten Frankreichs und Österreichs ihre konfessionelle Einheit verlor. Denn Schweden erhob ja selbst seit

dem Dreißigjährigen Krieg den Anspruch, für die protestantische Sache im Reich einzutreten. Auf dem Reichstag durch das Ausspielen der Konfessionskarte für Verunsicherung zu sorgen, mag ein weiteres Motiv des virtuellen Religionskrieges gewesen sein, doch auch hier standen die politischen Koalitionen im Grunde schlecht, führte doch ausgerechnet Sachsen den Vorsitz im Corpus Evangelicorum. Eine Reichsexekution an Preußen konnte somit nicht verhindert werden. Jenseits politischer Bündnisse erfüllte die konfessionell gefärbte Kriegspropaganda jedoch wichtige Funktionen, um die Stimmung in der Bevölkerung zu beeinflussen. Die Untertanen konnten so zu einer weiteren Hinnahme von Beschwernissen motiviert und Soldaten je nach Lager zur Treue oder zur Desertion bewogen werden.

Vor allem in gemischtkonfessionellen Territorien war der Kampf um religiöse Meinungsführung von besonderer Brisanz. Die preußische Administration etwa begegnete der katholischen Bevölkerung Schlesiens anhaltend mit Misstrauen und ließ 1757 den katholischen Kaplan Andreas Faulhaber mit der Begründung hinrichten, er habe die Desertion zweier Soldaten befördert. Erregte dieses Vorgehen in der Öffentlichkeit großes Aufsehen, so wurden umgekehrt auch religiös motivierte Übergriffe und Erniedrigungen gegenüber Protestanten seitens der Franzosen zum Gegenstand der publizistischen Agitation. Der Philosoph von Sanssouci, dem aufgrund seiner religionskritischen Haltung einiges an konfessioneller Glaubwürdigkeit fehlte, griff mitunter selbst zur Feder, um den Gegner in Misskredit zu bringen. Einer der bekanntesten Fälle dieser Art, der die Historiker noch bis in den Kulturkampf des 19. Jahrhunderts beschäftigte, war ein von Friedrich II. gefälschtes päpstliches Breve Clemens' XIII. für Marschall Daun. Mit diesem Breve verlieh der Papst Daun für seine militärischen Erfolge einen geweihten Hut und einen geweihten Degen, gespickt mit heftigen Auslassungen über den Krieg gegen die Ketzer. Eine solche Verleihung war an sich nicht unwahrscheinlich, hatte doch etwa Prinz Eugen nach seinem Sieg über die Türken 1716 entsprechende Auszeichnungen erhalten. Doch Rom reagierte prompt mit einem Dementi und belegte den Fälschungscharakter

des Schriftstücks. Auf päpstlicher Seite bestand im Zeichen eines «Abschieds vom Religionskrieg» (J. Burkhardt) kein Interesse an der Beschwörung konfessioneller Konflikte. Die von Friedrich mit dem Ziel, die geheime Allianz Wiens mit Rom öffentlich zu desavouieren, in die Welt gesetzte Geschichte entfaltete jedoch kaum zu kontrollierende Effekte und verweist damit auf die auch im Jahrhundert der Aufklärung anhaltende Wirkmächtigkeit konfessioneller Propaganda.

Auch in England und den nordamerikanischen Kolonien ließ sich angesichts einer stets wach gehaltenen Furcht vor einer jakobitischen Bedrohung und den bourbonischen Dauerkonkurrenten Frankreich und Spanien mit konfessioneller Propaganda Politik machen. Der antikatholische Diskurs ließ sich für unterschiedliche Ziele instrumentalisieren, konnte aber je nach politischer Großwetterlage auch schnell wieder an Bedeutung verlieren. In den Kupferstichen William Hogarths etwa manifestierten sich die Stereotype vom katholischen, durch Mönche verkörperten Frankreich, seiner absolutistischen Tyrannei und ökonomischen Unterlegenheit in besonders verdichteter Form. In Frankreich hingegen lässt sich so gut wie keine analoge Religionskriegspropaganda finden. Die Initiative zur Inszenierung eines virtuellen Religionskrieges ging mithin eindeutig von Großbritannien und Preußen aus.

Parallel zur politischen Indienstnahme der Religion gilt der Siebenjährige Krieg in der historischen Patriotismus- und Nationalismusforschung als eine Art Schwellenzeit für das Aufkommen eines aggressiven Nationalismus. Als bekanntester Referenztext des kriegerischen Vaterlandsdiskurses in Deutschland gilt ein kleiner, 1758 in Berlin erschienener Band mit dem Titel *Preußische Kriegslieder in den Feldzügen von 1756 und 1757 von einem Grenadier,* verfasst vom Halberstädter Dichter Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803). Gleims Grenadierlieder markieren insofern einen Wendepunkt in der Kriegslyrik, als in ihnen nicht die Leiden und Drangsale des Krieges beklagt werden, sondern das blutige Schlachten im Dienste der preußischen Sache heroisiert und verklärt wird. Gleim wurde damit zu einem wichtigen Bezugspunkt

späterer Kriegsdichtung des 19. Jahrhunderts. Mit Formeln wie «Unsterblich macht der Heldentod/Der Tod fürs Vaterland!» wird das Vaterland zum zentralen Wert erhoben und dient gleichzeitig als Abgrenzungsfolie gegenüber dem Feind. Vor allem Russen, Ungarn und Franzosen werden mit drastischen Feindbildern bedacht. So heißt es etwa über die Ungarn: «Aus deinem Schädel trinken wir/Bald deinen süßen Wein». Gott, König und Vaterland werden zur legitimatorischen Trias, um den Tod auf dem Schlachtfeld zu verherrlichen und dem Feind mit brutaler Vernichtungsgewalt zu begegnen. Der Philosoph Thomas Abbt (1738–1766) veröffentlichte 1761 eine Schrift mit dem Titel *Vom Tode für das Vaterland,* in der die kriegerische Aufopferung im Zeichen aufklärerischer Popularphilosophie zur patriotischen Pflicht eines jeden Bürgers gemacht wird. Die Wirkung dieses Textes war ähnlich wie im Falle Gleims offenbar massiv, denn es wird u.a. von jungen Studenten berichtet, die sich mit Abbts Text in der Rocktasche freiwillig zum preußischen Militärdienst gemeldet hätten. Die nationalistische Überhöhung des aufgeklärten Vaterlandsdiskurses ist keine Erfindung des Siebenjährigen Krieges; sie findet sich bereits weit früher. Der Krieg verstärkte und bündelte jedoch entsprechende Tendenzen und wurde damit selbst zum Referenzpunkt für spätere nationale und völkische Ideologien.

In Großbritannien entwickelte sich parallel dazu ein aggressives imperiales Expansionsdenken, das vor allem an einer dauerhaften Vorherrschaft gegenüber den bourbonischen Rivalen in den Kolonien in Nordamerika, der Karibik, Indien und Afrika interessiert war. Das vornehmliche Interesse der Öffentlichkeit galt vor allem der Situation in den nordamerikanischen Kolonien, während die Lage in Indien vergleichsweise weniger Aufmerksamkeit auf sich zog. In Frankreich existierte ebenfalls ein aggressiver patriotischer Diskurs, innerhalb dessen häufig eine Analogie zum Schicksal Roms und Karthagos gezogen wurde. Den merkantil aktiven Briten, so die Sicht der französischen Propagandisten, würde eines Tages dasselbe Untergangsschicksal widerfahren wie den Karthagern. Die Briten wurden von den Franzosen als Barbaren und Wilde beschrieben und mit Afrikanern und den Indianern Nordamerikas auf eine Stufe

gestellt. In einer Schrift mit dem Titel *Les Sauvages de l'Europe* brachte Robert-Martin Lesuire 1760 entsprechende Feindstereotype auf den Punkt. Beteiligte sich demnach eine große Mehrheit der europäischen Gelehrten an der jeweiligen nationalen Kriegsemphase, so gab es auch kritische Stimmen wie Voltaire, der 1759 seinen berühmten satirischen Roman *Candide oder der Optimismus* veröffentlichte. Der fiktive Verfasser Dr. Ralph starb angeblich in Folge der Schlacht bei Minden 1759 und schildert in aller Drastik Candides Erlebnisse während der Schlacht zwischen dem König der «Bulgaren» und dem König der «Avaren» als den fiktiven Stellvertretern der kriegführenden europäischen Mächte.

In den *Fragen eines lesenden Arbeiters* schrieb Bertolt Brecht 1928: «Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg. Wer siegte außer ihm?» Damit wies Brecht auf die Herrscherzentrierung der älteren historistischen Geschichtsschreibung hin. Siege und Niederlagen waren eben nicht nur die Sache von Königen und Generälen, sondern auch von Hunderttausenden einfacher Soldaten und Zivilisten. Doch wie haben die Soldaten und die Zivilbevölkerung die Ereignisse des Krieges wahrgenommen? Angesichts einer enormen gesamtgesellschaftlichen Intensivierung des autobiographischen Schrifttums im 18. Jahrhundert, das Schiller in seinen *Räubern* spöttisch als «tintenklecksendes Saeculum» bezeichnete, sind wir in die Lage versetzt, zumindest in Teilen Antworten auf diese Frage zu geben. Vom einfachen Soldaten bis zum Offizier, vom Schiffsarzt bis zum Feldprediger sind uns die unterschiedlichsten Briefe, Tagebücher und Memoiren erhalten, die uns über die Ereignisse aus Augenzeugenperspektive berichten. Unter den zahlreichen Lebensbeschreibungen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges haben vor allem die *Lebensgeschichte und natürlichen Abenteuer* des «armen Mannes im Toggenburg», des Schweizer Bauernsohns Ulrich Bräker (1735–1798), literarische Berühmtheit erlangt. Im Jahr 1756 tritt Bräker, von preußischen Werbern überredet, in die Dienste der Armee Friedrichs II. Bereits in der ersten Schlacht der Preußen bei Lobositz am 1. Oktober 1756 ergreift der Einundzwanzigjährige jedoch die Flucht und desertiert. Seine Schilderungen der Kämpfe vermitteln eines der

eindrücklichsten Bilder von den Erfahrungen eines einfachen Soldaten. Vorstellungen vom soldatischen Alltag waren dabei lange von Aussagen geprägt wie der, dass «der gemeine Soldat vor dem Officiere mehr Furcht als vor dem Feind haben solle». Damit wurden Bilder eines «Kadavergehorsams» evoziert, die der Praxis in den Armeen des 18. Jahrhunderts nicht gerecht werden. Neben physischer und psychischer Gewalt spielten auch ein bestimmter Korpsgeist, ständische Ehrvorstellungen sowie materielle Anreize eine wesentliche Rolle dabei, das im Grunde unwahrscheinlichste Verhalten in der Schlacht der Lineartaktik zu realisieren, nämlich dem Feind sehenden Auges unter fortwährendem Beschuss entgegen zu gehen und zu feuern, anstatt sich zu ducken, zu rennen oder die Flucht zu ergreifen. Um eine solche Disziplin aufrecht zu erhalten, waren Systeme von Belohnungen durch materielles wie symbolisches Kapital ebenso notwendig wie ein wenig Branntwein oder der Segen des Feldpredigers. So verwundert es angesichts fortwährender Lebensgefährdung und Angst nicht, dass auch im 18. Jahrhundert die Mehrheit der Soldaten schon aus rein pragmatischen Gründen von einer tiefen Religiosität geprägt war. Nationale Stereotype und Feindbilder wirkten sich dagegen wesentlich weniger aus. Im Vordergrund stand eher die soziale Kohäsionskraft landsmannschaftlicher Bindungen.

Dass der soldatische Habitus alles in allem weniger dem einer entmenschlichten Soldateska glich als einer gewissen pragmatischen Rationalität, hat sicher dazu beigetragen, den Siebenjährigen Krieg im Vergleich zu früheren wie dem Dreißigjährigen und späteren wie den napoleonischen Kriegen als einen «limited war» zu bezeichnen. Dennoch war gerade die Zivilbevölkerung in einem Ausmaß vom Krieg betroffen, das zum Teil eher an einen totalen, als einen begrenzten Krieg erinnert. In allen europäischen wie auch in manchen außereuropäischen Territorien, so etwa den nordamerikanischen Kolonien, machte sich vor allem die enorme Steuerbelastung bemerkbar. Die unmittelbaren Kriegserfahrungen der Zivilbevölkerung konnten sich je nach Stand, Region und Konfession erheblich unterscheiden. Am härtesten waren generell die Landbevölkerung und die Bewohner belagerter Städte betroffen.

Die durchziehenden Truppen eigneten sich durch «Fouragierung» zur Not auch gewaltsam die benötigten Nahrungsmittel der Bevölkerung an. Zwar waren die Verhältnisse in keiner Weise mehr mit denen des Dreißigjährigen Krieges zu vergleichen, doch konnten sich die Auswirkungen des Krieges je nach Region und Art der durchziehenden Truppen recht ungleich darstellen. Im Westen des Alten Reiches waren es vor allem die Briten, die Franzosen und die Reichsarmee, mit denen die Bevölkerung konfrontiert war. Dabei spielte es bei der Plünderung der Zivilbevölkerung oftmals keine Rolle, ob es sich um Besatzer oder Verbündete handelte. Gerade die Briten in Hannover und Westfalen gingen häufig recht unsanft mit der lokalen Bevölkerung um. Auf dem westlichen Schauplatz kam es insgesamt jedoch kaum zu wirklichen Gewaltexzessen, eine Ausnahme bildeten allenfalls die französischen Freitruppen des Johann Christian Fischer, die 1761 in Ostfriesland für Aufsehen erregende Übergriffe sorgten. Das in der Regel jedoch offenbar gute Verhältnis zu den Franzosen wird exemplarisch an der Universitätsstadt Göttingen deutlich, wo der Orientalistikprofessor Johann David Michaelis 1793 rückblickend in seiner Autobiographie über die Jahre der Besatzung festhielt: «Überhaupt hatten wir die besten Feinde, welche man nur haben kann, und die sehr artig, ja freundschaftlich mit uns umgiengen, besonders wurde die Universität sehr distinguirt.»

Ganz anders gestalteten sich die Erfahrungen auf dem östlichen Kriegsschauplatz von Ostpreußen bis Brandenburg. Hier waren es die riesigen russischen Armeen, die für zahlreiche Verwüstungen und Exzesse unter der Zivilbevölkerung verantwortlich waren. Einer der wesentlichen Gründe hierfür war allerdings nicht, wie von der älteren nationalistischen Historiographie oftmals behauptet, deren vermeintlich unzivilisierte barbarische Grundhaltung, sondern vor allem eine ganz andere logistische Infrastruktur sowie Zusammensetzung und Organisation der Armee. Im Vergleich zu den westeuropäischen Heeren hatten die Russen wesentlich längere Versorgungslinien zu bewältigen, und ihre Armee setzte sich zu großen Teilen aus unbesoldeten Truppen von «Hilfsvölkern» wie Kosaken und Kalmyken zusammen. Diese versorgten sich mit zum

Teil großer Brutalität aus dem jeweiligen Kriegsgebiet und brachten schon sprachlich eine ganz andere kulturelle Konfrontationssituation mit sich als die Franzosen im Westen. Auch innerhalb der russischen Streitkräfte selbst kam es daher immer wieder zu Spannungen. Der nachhaltigste Schock für die Bevölkerung der preußischen Kernlande dürfte dabei wohl die kurzzeitige Einnahme und Plünderung Berlins 1757 und 1760 durch russische und österreichische Verbände gewesen sein.

Bedeutende Zerstörungen waren vor allem die Folge von Belagerungen, während derer die Städte häufig mit Brandbomben beschossen wurden. An vielen Orten entstanden beim Beschuss regelrechte Stadtbrände. In Sachsen etwa brannten 1757 Zittau, 1760 Dresden und im gleichen Jahr auch Wittenberg mit zum Teil verheerenden Folgen. Manche Stadtbrände und Belagerungen wurden zu regelrechten Medienereignissen, die über Flugschriften, Kupferstiche und Zeitungsartikel europaweite Verbreitung fanden. Auch auf den außereuropäischen Kriegsschauplätzen spielten spektakuläre Belagerungen eine zentrale Rolle. Als 1759 die Briten das kanadische Quebec und 1762 gleichzeitig Havanna und Manila eroberten, evozierten sie damit globale Medienereignisse. Über die Eroberung Havannas etwa berichteten nicht nur Zeitungen in England und Spanien, sondern auch im Alten Reich, den Niederlanden oder Nordamerika.

Wurde die Rekrutierung von neuen Soldaten in Europa mit der Dauer des Krieges immer schwieriger, so gestaltete sich das Problem in Übersee noch weit extremer. Die Kriegführung war auf indigene Hilfstruppen angewiesen. Neben den nach europäischem Muster gedrillten indischen Sepoys dienten dazu vor allem die Indianerstämme Nordamerikas oder irreguläre Verbände aus Rangern und Milizionären. Daher waren die Kriegserfahrungen der Bevölkerung auf den außereuropäischen Schauplätzen häufig von Formen der asymmetrischen Kriegführung geprägt, auf die vielfach mit ethnisierenden Zuschreibungen unzivilisierter Grausamkeiten reagiert wurde, und so konnten die Reaktionen auf die Irokesen beispielsweise denen auf die Kosaken ähneln. Besonders in Nordamerika waren die Siedler in den Grenzregionen von

Übergriffen der irregulären Verbände beider Seiten bedroht. Die auf Seiten der Franzosen kämpfenden Stämme wurden immer wieder für Massaker verantwortlich gemacht, doch auch die Briten standen ihnen in der Taktik des Terrors wenig nach. So wurden Teile der französischen Bevölkerung Acadiens zwangsweise nach Louisiana umgesiedelt, und die Ranger unter Robert Rogers vernichteten rücksichtslos indianische Siedlungen. Fragwürdige Berühmtheit hat in diesem Zusammenhang vor allem der Versuch biologischer Kriegführung gegen die Indianer erlangt. Unter General Jeffrey Amherst wurden 1763 mit Pockenviren infizierte Decken an die Indianer ausgegeben, um diese massenhaft anzustecken. Obwohl dieser Versuch misslang, brach dennoch eine verheerende Pockenepidemie unter den Stämmen aus. Eine direkte Folge dieser Handlung war sie nach heutigem Kenntnisstand jedoch nicht.

IX. Erinnerungskulturen eines globalen Konfliktes

Entfalten Kriegsereignisse stets eine besondere erinnerungskulturelle Dynamik, so gilt dies in besonderem Maße auch für den Siebenjährigen Krieg. Gerade ein Ereignis solch globalen Ausmaßes ist von einer Vielzahl unterschiedlicher Orte, Medien und Gemeinschaften des kulturellen Gedächtnisses gekennzeichnet, die bis heute von Konflikten widerstreitender Erinnerungskulturen geprägt sind. Von der Autobiographie des Veteranen über die Geschichtsschreibung, die bildende Kunst und den Film, Denkmäler und Schlachtfelder bis hin zu Computerspiel und Reenactment existiert eine enorme Bandbreite von populären Erinnerungsmedien, die unser Bild des Krieges nachhaltig beeinflussen. Im Fokus des Erinnerns und Vergegenwärtigens standen und stehen dabei vor allem die großen Schlachten und Belagerungen sowie deren Akteure.

Schon bald nach dem Krieg setzten die ersten kulturellen Bearbeitungen des Themas ein. In Hamburg etwa wurde 1767 das Lustspiel *Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück* von Gotthold Ephraim Lessing uraufgeführt. Das später auch mehrmals verfilmte Stück nimmt mit dem Schicksal des Majors Tellheim das Thema der von der preußischen Armee in Sachsen erpressten Kontributionszahlungen auf. Neben der Bühne beeinflussten Themen des Siebenjährigen Krieges auch die Malerei, und so entstanden mit der Zeit bestimmte historische Referenzbilder, d.h. Bilder, die sich im Lauf der Geschichte als Symbole für einen bestimmten Ereigniszusammenhang etabliert haben. So schuf 1770 der amerikanische Maler Benjamin West (1738–1820) mit seiner Darstellung des Todes von General James Wolfe (1727–1759) in der Schlacht von Quebec 1759 das historische Referenzbild für den French and Indian War. Das Bild Wests führt mehrere zeitlich nacheinander liegende Phasen der Schlacht in einer Ansicht

zusammen und zeigt gleichzeitig viele Zeugen von Wolfes Tod. Links oben im Bildhintergrund ist das in Rauchwolken gehüllte Quebec zu sehen, auf dem rechten Hintergrund die Schiffe, von denen aus die britischen Soldaten zu den *Plains of Abraham* hinaufstiegen, ein Vorgang, der sich tatsächlich rund fünf Stunden vor der tödlichen Verwundung des Generals ereignete. Im Kontrast zu den Gemälden, die sich im Wesentlichen auf den Moment des Todes konzentrieren, setzt West den Tod als heroischen Kulminationspunkt des ganzen Ereignisablaufs in Szene. Das Bild inspirierte in der Folge eine Ikonographie des Heldentodes, die auch von europäischen Künstlern, wie etwa Johann Friedrich August Tischbein oder Daniel Chodowiecki aufgegriffen wurden, die den Tod des 1759 bei Kunersdorf tödlich verwundeten Dichters und Offiziers Ewald von Kleist ähnlich dargestellt haben. West war es auch, der 1774–95 mit der Darstellung der Überreichung der Diwani an Clive durch Shah 'Alam im Jahr 1765 ein Referenzbild der britischen Herrschaft in Indien schuf.



Abb. I: Benjamin West, The Death of General Wolfe, Öl auf Leinwand (I77I), National Gallery of Canada, Ottawa

In Preußen wurde die Erinnerung an den Krieg bis zum Tod Friedrich II. 1786 publizistisch weitgehend vom König kontrolliert. Er unterband die Veröffentlichungen ehemaliger Militärs und suchte mit seiner erst posthum veröffentlichten *Geschichte des Siebenjährigen Krieges* (1788) eine verbindliche Meistererzählung der Ereignisse zu etablieren. Ab der Mitte der 1780er Jahre entstand dann eine Reihe grundlegender historiographischer Werke zu den Schlachten des Siebenjährigen Krieges, die größtenteils von ehemaligen Kriegsteilnehmern verfasst wurden. Waren die letzten beiden Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bereits von einer intensiven Diskussion über den Siebenjährigen Krieg geprägt, so intensivierte sich das historische Interesse daran vor allem mit den jeweiligen Jubiläumsphasen. Allerdings fielen die fünfzigjährigen Jahrestage seiner Schlachten noch in die Zeit der Napoleonischen Kriege und erhielten daher nicht die entsprechende Resonanz, sodass ein weiterer Thematisierungsschub erst in den 1850er Jahre ausgelöst wurde. Nun entstanden einige großformatige Ölgemälde und eine ganze Reihe von Gedächtnisschriften und historischen Arbeiten, die Quellen und lokale Zeugnisse zusammentrugen. Auf den Schlachtfeldern wurden vorhandene Denkmäler erneuert oder neue errichtet. In der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wurde der Siebenjährige Krieg damit immer mehr zu einem nationalen Erinnerungsort im Zeichen von Preußenbegeisterung und Friedrichkult. So ist bezeichnend, dass historische Kontroversen über den Siebenjährigen Krieg in der Gesellschaft des Kaiserreichs wiederholt zum Politikum wurden. Zu den steinernen Denkmälern traten während des 19. Jahrhunderts auch immer mehr «literarische Denkmäler» wie etwa Wilhelm Raabes Erzählungen *Das Odfeld* (1888) und *Hastenbeck* (1899). Insgesamt erschienen im Zeitraum von 1789 bis 1945 rund 90 verschiedene deutschsprachige historische Romane, die die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges behandelten.

Neben dem umfangreichen Schrifttum wurde das Bildgedächtnis an den Krieg zunehmend durch Bilder von Malern wie Adolph von Menzel oder Carl Röchling geprägt. Besonderen Einfluss hatte beispielsweise die 1841 zum ersten Mal erschienene *Geschichte*

Friedrichs des Großen von Franz Kugler, die mit zahlreichen Illustrationen Menzels versehen ist, sowie der 1895 erschienene Bildband *Der alte Fritz in fünfzig Bildern* von Carl Röchling und Richard Knötel. Mit dem Gemälde *Friedrich der Große in der Schlacht von Zorndorf vor der Front des Regimentes von Bülow* aus dem Jahr 1904 schuf Röchling eines der Referenzbilder des Siebenjährigen Krieges auf dem europäischen Schauplatz. Das Bild verkörpert wie kaum ein anderes das Ideal soldatischen Heldentums. Ein Soldat macht den König auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam, doch Friedrich geht unbeirrt seinen Weg durch die Reihen der bereits Toten und Verwundeten. Der stets selbst im Feld stehende roi connétable, ohnehin schon eine markante Ausnahme innerhalb der europäischen Fürstengesellschaft, reißt hier eine schier auswegslose Situation durch sein entschlossenes Handeln herum. Die Szene von Friedrichs Eingreifen bündelt gleichsam eine komplexe Geschichte in einem Moment. Röchlings Bild konnte somit zu einer verdichteten Darstellung des gesamten Siebenjährigen Krieges werden. Umzingelt von den anderen europäischen Mächten gibt der Preußenkönig einfach nicht auf und schafft es so schließlich, den Krieg nicht zu verlieren und den Status quo (den Besitz Schlesiens) zu halten. Bildmotive wie dieses fanden unter anderem Eingang in noch populärere Verbreitungsmedien wie Margarine- und Zigarettenbilderalben oder die Notgeldscheine der Weimarer Zeit. Reklamebilder waren ein internationales Medium, das auch in England oder den USA Motive des Siebenjährigen Krieges transportierte.

Aber nicht nur auf populärer, sondern auch auf wissenschaftlicher Ebene wurde der Siebenjährige Krieg zu einem zentralen Thema. In militärgeschichtlicher Hinsicht bedeutsam ist vor allem die mehrbändige Darstellung des Krieges durch den Großen Generalstab, der für die Geschichte der einzelnen Schlachten ein bis heute wichtiges Werk geschaffen hat. Ein erstes sogenanntes älteres Generalstabswerk erschien 1824–1847 in sechs Bänden, von 1890–1914 folgte dann in neunzehn Bänden eine ausführliche Darstellung der drei Schlesischen Kriege. Begleitet wurden diese Arbeiten vom sogenannten Strategiestreit, in dessen Zentrum der Historiker Hans

Delbrück und seine Interpretation der Strategie Friedrichs II. stand, in dem jedoch gleichzeitig wesentlich mehr verhandelt wurde, nämlich die Frage, ob die Militärgeschichte Gegenstand der Geschichtswissenschaft oder des Generalstabs sein solle. In der Jubiläumsphase kurz vor dem Ersten Weltkrieg (1906–1913) stand die Erinnerung ganz im Zeichen mentaler Aufrüstung. Weit über einen Gelehrtenstreit hinaus wirkte etwa die Vorstellung vom Präventivkrieg auf die strategischen Überlegungen zu Beginn des Ersten Weltkrieges mit dem sogenannten Schlieffenplan. Der historische Rekurs auf Friedrich II. verlieh den Überlegungen des deutschen Generalstabes zu einem präventiven Umgehungsschlag im Westen nachhaltige Überzeugungskraft, und «Sachsen» wurde nun gleichsam durch «Belgien» ersetzbar.



Abb. 2: Carl Röchling, Friedrich der Große in der Schlacht von Zorndorf vor der Front des Regimentes von Bülow, Öl auf Leinwand (1904), heute verschollen

Eines der Medien, welche das populäre Bild des Siebenjährigen Krieges seit dem frühen 20. Jahrhundert wohl mit am nachhaltigsten prägte, ist ohne Zweifel der Film. Bereits unter den allerersten deutschen Spielfilmen in den zwanziger Jahren finden

sich zahlreiche Produktionen, die Friedrich II. und den Siebenjährigen Krieg zum Thema hatten. Beginnend mit dem vierteiligen *Fridericus Rex* (1920–1923), gefolgt von *Der alte Fritz* (1927) oder *Der Choral von Leuthen* (1927) wurde Friedrich, verkörpert durch Otto Gebühr, bereits in der Weimarer Zeit zu einem beliebten Kino-Sujet. Die NS-Filmpropaganda konnte daran quasi nahtlos anschließen und brachte u.a. mit *Fridericus* (1936), *Das Fräulein von Barnhelm* (1940), *Kadetten* (1941) und *Der große König* (1942) eine ganze Reihe von den Siebenjährigen Krieg thematisierenden Filmen heraus. In den dreißiger Jahren wurde auch Robert Clive, dem britischen Helden des indischen Kriegsschauplatzes, mit *Clive of India* (1935) ein filmisches Denkmal gesetzt. 1940 erschien in den USA *Nordwest-Passage,* ein Film mit Spencer Tracy in der Hauptrolle, der den Kampf der Ranger im French and Indian War zum Thema hat. Auch James Fenimore Coopers *Der letzte Mohikaner* ist seit den zwanziger Jahren wiederholt sowohl in den USA wie in Deutschland verfilmt worden.

In der NS-Zeit erschien auch eine ganze Reihe von Neudrucken und Anthologien von Texten aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Während des Zweiten Weltkrieges wurden die propagandistischen Vereinnahmungen entsprechender Texte dann immer expliziter. In den Tagebüchern von Joseph Goebbels, der mit Hitler immer wieder Thomas Carlyles Friedrich-Biographie als Inspirationsquelle nutzte, wird schon früh auf das Vorbild des Siebenjährigen Krieges rekurriert. Zu einer besonders dramatischen Inszenierung vermeintlich historischer Parallelen kam es dann gegen Kriegsende im Führerbunker. Hitler verglich wiederholt sein Schicksal mit dem Friedrichs II. im Siebenjährigen Krieg und hoffte, nach dem Tod Roosevelts im April 1945 auf eine Wiederholung der 1762 mit dem Tod der Zarin eingetretenen Wende.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg in den beiden deutschen Staaten lange Zeit kaum präsent, da zu viel an die militaristische Ideologisierung im Zuge der beiden Weltkriege gemahnte. Erinnerungskulturellen Niederschlag haben die jeweiligen Gedenkphasen (1956–63 und 2006–13) vornehmlich in lokalen Museen und Ausstellungen sowie

in stadt- und regionalgeschichtlichem Schrifttum gefunden, ohne damit die allgemeine historische Diskussion zu erreichen.

In den offiziellen militärischen Traditionskanon der Bundeswehr fand der Siebenjährige Krieg zum Teil durch Benennungen von Kasernen und Stützpunkten Eingang, so etwa der Zieten-Kaserne in Göttingen (1936–1994), einem Luftwaffenstützpunkt im niederrheinischen Kalkar, benannt nach dem preußischen Kavallerieoffizier Friedrich Wilhelm von Seydlitz oder der Herzog von Braunschweig-Kaserne in Minden. Schließlich begegnet uns in der offiziellen Gedenkkultur mit dem Choral von Leuthen auch eine musikalische Tradition. Als beispielsweise 1955 die letzten deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion im Lager Friedland eintrafen, erklang angeblich das berühmte Danklied. Auch als am 8. Dezember 1994 mit dem sogenannten Großen Zapfenstreich in Berlin die «offizielle Präsenz von Bundeswehrverbänden in der Bundeshauptstadt» eingeläutet wurde, spielte das Stabsmusikchor im Anschluss auf besonderen Wunsch des damaligen Bundeskanzlers Helmut Kohl den «Choral von Leuthen». Der Choral transportiert eine Schlüsselszene des Siebenjährigen Krieges somit als kulturelle Chiffre auch in den Mythendiskurs der Bundesrepublik.

Vor allem aber in den «Hobby-Welten» der Heereskundler und Zinnfigurensammler erfreut sich der Siebenjährige Krieg eines ungebrochenen Interesses, eine Tatsache, die zusätzliches Gewicht erhält, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr die öffentliche Repräsentation der Geschichte des Siebenjährigen Krieges von seiner Darstellung in Zinnfigurendioramen bestimmt wird. Entsprechende Aufstellungen, die sich selbst häufig wiederum an populären Bildern etwa von Röchling oder Menzel orientieren, beeinflussen das kollektive Bildgedächtnis auf nicht zu unterschätzende Weise, indem sie bekannte Szenen medial transponieren und so mit zusätzlicher Evidenz ausstatten.

Im Jahr 1975 drehte Stanley Kubrick mit «Barry Lyndon» einen der ästhetisch anspruchsvollsten Filme über die Zeit des Siebenjährigen Krieges. Als Vorlage diente Kubrick der Roman *Die Memoiren des Junkers Barry Lyndon* (1844) von William Makepeace

Thackeray. Der Protagonist Redmond Barry wird im Film unter anderem Zeuge der Schlacht von Warburg (1760) zwischen Engländern und Franzosen. In den Jahren 1983–1987 wurde vom DDR-Fernsehen der sechsteilige Fernsehfilm «Sachsens Glanz und Preußens Gloria» produziert, der in seinen zwei letzten Teilen die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges in Sachsen behandelt. Das im Film inszenierte Nachspielen bekannter Schlachten und Kriegsereignisse findet eine weitere Verbreitung schließlich in Brett- und Computerspielen.

Eine der öffentlich wirksamsten Vergegenwärtigungsformen des Krieges und seiner Schlachten ist das Reenactment. Dass auch dieses wiederum zu einem Politikum werden und Spiel sich in Ernst verwandeln kann, macht ein Blick auf die außereuropäischen Schlachtfelder deutlich. Im kanadischen Quebec drohten 2009 die Sovereignists, politisch vertreten durch die separatistischen Parteien Parti Québécois und Bloc Québécois, mit der gewaltsamen Störung der Reenactment-Veranstaltung zum 250jährigen Jubiläum der Schlacht, entfachten öffentliche Proteste, drohten gar mit der Zerstörung der Denkmäler. Die *National Battlefield Commission* Kanadas sagte daher alle Veranstaltungen ab, da man nicht für die Sicherheit der Beteiligten einstehen konnte und die gespielte wieder zu einer wirklichen Schlacht zu werden drohte. Die Artikulation unterschiedlicher politischer Interessen im globalen Maßstab wurde ebenfalls deutlich, als im Juni 2007 im nordindischen Plassey offiziell der 250. Jahrestag der Schlacht im Jahre 1757 begangen wurde. Neben dem 1907 von den Briten errichteten Plassey-Denkmal wurde nun eine Bronzestatue von Siraj ud-Daulah errichtet und Anhänger des linksnationalistischen All India Forward Bloc forderten gar eine Zerstörung des Denkmals. Der Generalsekretär des Bündnisses entschied jedoch, beide Denkmale stehen zu lassen, um beiden – Siegern wie Verlierern – Rechnung zu tragen. Auf einer Veranstaltung des neu formierten India-Pakistan-Bangladesh People’s Forum sagte ein Sprecher «Imperialism has not gone away, it has only changed colours. Plassey will help us emphasise the need for Asian unity against Western imperialism again». Das Forum machte überdies den Vorschlag, die neue Eisenbahnverbindung

zwischen West-Bengalen und Bangladesch nach Siraj ud-Daulah zu benennen. Gleichzeitig präsentierte man antiimperiale Transparente, die u.a. das Schicksal Saddam Husseins mit dem Siraj ud-Daulahs parallelisierten und letzteren zum Symbol des Widerstands machten. Auf einer Veranstaltung der regierenden indischen Kongresspartei hingegen, auf der rund 1000 Motorradfahrer in Kolonne nach Plassey fuhren, sagte ein Sprecher: «Our days of glory are back. Plassey is the past but we must remember it». Indien befinde sich auf dem Weg zur Supermacht, die Globalisierung sei dazu als Chance, nicht als Hindernis zu begreifen.

X. Ein Krieg als Labor der Moderne und Motor der Globalisierung?

Als Friedrich II. im Jahr 1756 den Siebenjährigen Krieg in Europa mit dem Kalkül eines ebenso schnellen wie entscheidenden Schlages begann, rechnete niemand damit, dass die Auseinandersetzung ganze sieben Jahre dauern würde. Untrennbar gekoppelt an den britisch-französischen Konflikt in den überseeischen Gebieten entfaltete sich eine komplexe Kette von Bündnissen und Konfliktherden, die je nach Schauplatz ganz unterschiedliche Dynamiken zeitigte. Der Siebenjährige Krieg subsumierte somit eine Vielzahl von Kontroversen sowohl in Europa wie in Übersee: Konflikte innerhalb des europäischen Staatensystems, zwischen Siedlern und Indianerstämmen, zwischen privaten Handelskompanien, innerhalb des indischen Mogulreiches oder einzelner politischer, wirtschaftlicher oder militärischer Akteure. Die Konzentration der deutschen Erinnerung auf den preußischen König und seinen Kampf ums Überleben hat dabei lange viele dieser komplexen Konfliktlinien verdeckt oder gar nicht erst in den Blick rücken lassen. Über mehrere Erdteile ausgedehnt, zu Land und zur See geführt, durch zwei separate Friedensverträge abgeschlossen, ist es durchaus angemessen, von einem globalen Konflikt zu sprechen, dessen Komplexität sich bis heute in so unterschiedlichen erinnerungskulturellen Reflexionen wie Candide, Minna von Barnhelm und dem letzten Mohikaner, den Gemälden von Benjamin West und Adolph von Menzel oder Filmen von Veit Harlan bis Stanley Kubrick abbildet.

Im Jahr 1759 hatte es bereits vielerorts so ausgesehen, als neige der Krieg sich seinem Ende zu. Friedrichs Armee trat bei Kunersdorf erstmals einer geeinten russisch-österreichischen Streitmacht gegenüber und erlitt eine fatale Niederlage. Im gleichen Jahr fiel das französische Quebec in Kanada an die Briten und setzte dem

French and Indian War ein vorläufiges Ende. Doch Kunersdorf erwies sich für Friedrich II. nicht als das Ende, und der Kampf ging weiter, wenn auch nicht mehr mit der gleichen Anzahl von großen Schlachten wie in den ersten vier Kriegsjahren. Ein wesentlicher Grund dafür, dass die antipreußische Koalition ihre Erfolge nicht adäquat nutzen konnte, lag in der Logistik. Ihre Nachschubwege waren in der Regel länger, sodass auch erfolgreiche Aktionen mitunter abgebrochen werden mussten, bevor eine wirkliche Entscheidung herbeigeführt werden konnte. Allein die Befehlsketten und die Koordination gemeinsamen Vorgehens erwiesen sich für die alliierten Truppen als wesentlich komplexer und schwieriger als für den Preußenkönig, der in seinem brandenburgisch-sächsisch-schlesischen Kriegstheater stets eigenverantwortlich rasche Entscheidungen treffen konnte und dabei Risiken einging, die kein gegnerischer und auch kein preußischer General je hätte wagen können. Eine Operation, wie sie beispielsweise General Amherst in drei separaten Heeresgruppen gegen Kanada 1760 durchführte, ließ sich für den Verbund aus Franzosen, Reichsarmee, Österreichern und Russen nie realisieren. Nachdem allmählich klar wurde, dass ein schnelles Ende des Krieges nicht zu erreichen war, gab sich Friedrich seinen Gegnern dennoch nicht geschlagen und verschanzte sich im Feld. Mit der Strategie, angesichts steten Ressourcenverbrauchs die Mittel des Gegners zu erschöpfen, konnte er schließlich sein Überleben sichern und einen für Preußen mehr als vorteilhaften Frieden schließen. Die Gründe für diesen ‹Erfolg› waren dabei nicht so sehr in seinem mythisch verklärten Feldherrengeschick zu suchen als vielmehr struktureller Natur und gleichzeitig an eine Reihe von mehr oder minder überraschenden Ereignissen geknüpft. Denn auch Preußen war nach dem Krieg ökonomisch wie militärisch erschöpft. Viele Häuser auf dem Land und in den Vorstädten waren zerstört worden, die Nahrungsgrundlagen zum Teil vernichtet und die Preise ins Unerschwingliche gestiegen. Eine regelrechte Finanzkrise setzte gegen Kriegsende ein, als man versuchte, die geschwächte Währung zu konsolidieren und der Konjunkturrückgang von Amsterdam über Hamburg bis Berlin zu zahlreichen Bankrotten führte.

Handelshäuser, Manufakturen und Kaufleute gingen in Konkurs, sodass der preußische König mit Steuernachlässen und direkten Fördermaßnahmen reagierte, um die angeschlagene Wirtschaft wieder zu stabilisieren, ein Prozess, den man zeitgenössisch als «Rétablissement» bezeichnete.

Der größte Verlierer des Siebenjährigen Krieges war Frankreich, dessen Verluste ein globales Ausmaß hatten. Auf allen kolonialen Schauplätzen geschlagen, verloren die Franzosen ihren Einfluss auf dem indischen Subkontinent und in Nordamerika. Zudem hatte der Krieg den Briten gleich drei transatlantische Einnahmequellen der Franzosen eingebracht, die dann zum Teil aber wieder an Frankreich abgetreten wurden: die reichen Güter der Karibikinseln, allen voran Zucker, die Fischereigründe von Neufundland und den Sklavenhandel an der Westküste Afrikas. Der Entschluss Choiseuls, den kolonialen Aktivitäten den Vorrang gegenüber einem Engagement im Reich zu geben, erwies sich somit als fatal, da damit auch die Möglichkeit vergeben wurde, durch einen Zugriff auf Hannover auf dem Kontinent ein effektives Druckmittel gegen England in die Hand zu bekommen. Auch in Frankreich selbst hatte der Ausgang des Siebenjährigen Krieges nachhaltige Folgen. Das französische Militärsystem etwa wurde mit umfassenden Reformen zu modernisieren versucht, da sich die Ineffektivität des von adliger Statuspolitik geprägten französischen Offizierskorps in nahezu allen Bereichen überdeutlich gezeigt hatte. Gleichzeitig war das Land kaum in der Lage, sich von den schweren finanziellen Kosten adäquat zu erholen, so dass die Schulden die Wirtschaft bis zur französischen Revolution von 1789 beeinträchtigen sollten.

Zu den großen Verlierern des Krieges zählten ohne Zweifel auch Sachsen und Polen. Die Wirtschaft beider Länder war durch Preußen ruiniert worden und politisch gerieten beide Territorien wieder in die Zange von Russland und Preußen. Innerhalb der europäischen Mächtekonstellation verschob sich mit dem Ausgang des Krieges der Schwerpunkt merklich nach Osten. Die Briten zogen sich zunächst von der Kontinentalpolitik zurück und Spanien und die Niederlande hatten eindeutig ihre vormalige Macht eingebüßt, während sich Preußen und das zunehmend nach Westen strebende Russische

Reich als neue bedeutende Mächte konstituierten. Für Preußen stellte der Krieg einen mit hohen Kosten erkauften verspäteten Staatsbildungskrieg dar, denn von nun an konnte das Land auf dauerhafte Anerkennung innerhalb einer europäischen Pentarchie rechnen.

Verlässt man den europäischen Kriegsschauplatz und blickt auf die interkolonialen Konflikte in Übersee, so erweist sich der Siebenjährige Krieg nicht nur als ein Motor der Staatsformierung, sondern auch der Globalisierung. Bereits im spanischen und österreichischen Erbfolgekrieg hatte sich angekündigt, dass die innereuropäischen Konflikte der Kolonialmächte, allen voran Frankreich, England und Spanien, nicht ohne Rückwirkungen auf die außereuropäischen Territorien bleiben konnten. Ja, mehr noch, spätestens im Siebenjährigen Krieg zeigte sich, dass die auslösenden Momente, die aus dem kalten einen heißen Krieg machten, auch von den außereuropäischen Schauplätzen wie Nordamerika oder dem indischen Subkontinent ausgehen konnten. Man sollte den Begriff der Globalisierung nicht überstrapazieren, doch zeigte sich hier tatsächlich eine Dynamik, die ausging von staatlichen und privaten Akteuren wie den Ostindienkompanien oder den Siedlern und Händlern in Kanada und Nordamerika. Der Handel war seit jeher einer der wesentlichen Motoren der Globalisierung gewesen und der Krieg trat nun immer mehr hinzu, indem das entstehende britische Empire sich langsam mit militärischer Hilfe zur weltweit dominierenden Handelsmacht aufschwang.

Doch die globalisierenden Effekte des Siebenjährigen Krieges blieben nicht auf Handel und Kriegführung beschränkt. Auch im Bereich der Kommunikation zeigt sich, dass Wissen über weit entlegene Kriegsschauplätze nun in unterschiedliche Öffentlichkeiten auf der ganzen Welt drang. Sei es ein Ladenbesitzer in Sussex, ein kubanischer Gouverneur, ein Frankfurter Juristensohn oder ein hannoverscher Bäckermeister gewesen, sie alle registrierten über ihre Zeitungslektüre aufmerksam die Entwicklungen auch in Kanada oder auf Kuba. Die Wege der Information waren jedoch nach wie vor lang. Ein Brief von Indien nach Europa konnte mitunter mehr als ein halbes Jahr unterwegs

sein. In dieser Zeit konnte sich die Situation am Zielort bereits merklich verändert haben. Die globalen Erfahrungsräume des sich ausbreitenden britischen Empires wirkten auch auf die Kulturen der europäischen Mutterländer zurück. Männer beispielsweise, die in Indien zu Reichtum und militärischen Rängen gekommen waren, wurden in England als «Nabobs» tituliert und brachten als neureiche Aufsteiger eine gewisse soziale Sprengkraft für eine ständisch strukturierte Gesellschaft.

Die Folgen dieses global geführten Krieges waren weiterreichend als jene lokaler Kabinettkriege. Das zeigt sich vor allem am Beispiel Kanadas und Nordamerikas. Das verstärkte britische Engagement in den amerikanischen Kolonien führte zur Bindung von finanziellen Ressourcen, die nach Kriegsende durch wachsende Besteuerung wieder ausgeglichen werden sollten. Dies wiederum verschärfte die Spannungen zwischen Kolonisten und der Regierung in London, da die nordamerikanischen Kolonisten nicht bereit waren, ohne politische Repräsentation im Mutterland immer höhere Steuern zu akzeptieren. Die britische Administration hatte große Schwierigkeiten, dies zu realisieren, da das englische Steuersystem als besonders effizient galt. Dieser Prozess führte schließlich bis zur amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776. Zugleich bedeutete der Siebenjährige Krieg aber auch ein Ende der binneneuropäischen Politik Großbritanniens.

Die indianischen Stämme in Nordamerika und das indische Mogulreich verloren im Verlauf dieses Geschehens fast völlig ihre Selbstbestimmung. Die immer weiter nach Westen zurückgedrängten Indianerstämme wurden drastisch dezimiert. In Bengalen entwickelten sich die Briten nach der Übergabe der Diwani 1765 immer mehr von einer reinen Handelsmacht auch zu einer politischen Macht auf dem indischen Subkontinent, die ihre Interessen immer heftiger mit militärischer Gewalt durchsetzte. Die beiden bourbonischen Monarchien hatten auf den Weltmeeren herbe Rückschläge erlitten und mussten die britische Vorherrschaft bis auf Weiteres akzeptieren. Nicht von ungefähr erschien die Unterstützung der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung durch Frankreich wie eine späte Revanche.

Für alle beteiligten Länder war der Krieg vor allem enorm kostspielig gewesen. Die unterschiedlichen Umgangsweisen mit diesen Schulden zeitigten weitreichende Folgen nicht nur politischer, sondern auch kultureller Art. Der nüchterne und sparsamere Stil des aufgeklärten Absolutismus gewann an fast natürlicher Überzeugungskraft, indem man im Zeichen des «Rétablissements» gewissermaßen die Not zur Tugend machte. Die kulturellen Konsequenzen des Krieges lagen zudem in seiner geschichtspolitischen Indienstnahme in den folgenden zweihundert Jahren. Die Rezeptionsgeschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland zeigt eindrucksvoll, welche Fehlschlüsse aus der politischen Vereinnahmung der eigenen Vergangenheit resultieren können, angefangen vom Generalstabsmilitarismus um 1900 bis hin zur Instrumentalisierung im Zeichen nationalsozialistischer Durchhalteideologie.

Doch wie lässt sich der Siebenjährige Krieg als Kriegstypus nun historisch einordnen? Der Konflikt hat so viele Namen wie Schauplätze und entzieht sich daher bei näherer Betrachtung den meisten historischen Etiketten. Schon die Zeitgenossen bemühten sich, das Ereignis in ihrer eigenen Gegenwart historisch zu verorten und verglichen den Siebenjährigen Krieg daher wiederholt mit dem Dreißigjährigen Krieg. Dabei traten zweifellos mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten zu Tage. Ist eine Charakterisierung als Religionskrieg bereits für den Dreißigjährigen Krieg umstritten, so ergibt sich für den Siebenjährigen Krieg kein Zweifel: Hier ging es nicht vorrangig um religiöse und konfessionelle Motive, sondern um politische und wirtschaftliche. Die Religion wurde nur als öffentlichkeitswirksames Vehikel eingesetzt, um politische Interessen zu legitimieren. Noch mehr drängen sich Unterschiede in der Praxis der Gewalt auf. Manche Historiker gingen wie gesagt soweit, vor der Folie des Dreißigjährigen Krieges und des totalen Krieges der napoleonischen Zeit von einer «gezähmten Bellona» zu sprechen und damit den vergleichsweise eingehegten Charakter der Kriegführung des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck zu bringen. Angesichts rund einer Million Toter ist dies jedoch keine überzeugende Vorstellung. Allein in Preußen beliefen sich die

Bevölkerungsverluste mit ca. 180.000 Menschen auf rund ein Zehntel der Bevölkerung; in Sachsen waren es mit 100.000 Menschen rund sechs Prozent. Dennoch kann nicht in Abrede gestellt werden, dass gerade im Westen die Drangsalierung der Zivilbevölkerung nicht mehr das Ausmaß des Dreißigjährigen Krieges annahm, die hohen Verluste an Menschen nun vor allem das Ergebnis der zahlreichen Schlachten waren. Die Nachschubwege waren besser institutionalisiert, die Truppen disziplinierter und die Logistik so weit professionalisiert, dass sich die Ernährung aus dem Land trotz deutlicher regionaler Unterschiede, vor allem zwischen Ost und West, insgesamt weniger drastisch ausnahm als in früheren Zeiten. Zudem wachte die europäische Öffentlichkeit aufmerksam über alle Exzesse, die dem Selbstbild aufgeklärter Kriegführung zu widersprechen schienen.

Auch in der Art der Kriegführung erweist sich der Siebenjährige Krieg als eine Übergangszeit. Die Verbesserung der Geschütztechnik zeigte bereits, dass der Artillerie in Zukunft mehr und mehr Bedeutung zukommen würde, obwohl die im adligen Geist sozialisierten Militärs, allen voran Friedrich II., die Artilleristen als Handwerker und Techniker gering achteten. Wie sich ältere Muster und Eigenschaften mit modernen, in die Zukunft weisenden, verbanden, kann auch am Beispiel des «kleinen Krieges» verdeutlicht werden. Später als Guerillakrieg zum Inbegriff moderner entstaatlichter Kriegführung geworden, wies der kleine Krieg ebenso Muster älterer Kriegführung auf. Die Autonomie der Akteure des kleinen Krieges, wie Husaren, Panduren, Ranger oder Kosaken, waren für die auf staatliche Ordnung, Disziplinierung und Normierung ihrer Truppen zielenden Obrigkeiten ein gravierendes Problem.

Obwohl etwa im Bereich der Publizistik und Propaganda bereits Entwicklungen vom Patriotismus zum modernen Nationalismus zu beobachten sind, wurde der Krieg in Europa von den Fürsten und ihren Kabinetten geführt und gilt daher auch als ein «letzter Kabinettkrieg», der den konzeptionellen Rahmen eines eingehegten Kabinettkrieges jedoch gesprengt hat. Die Ideologie des begrenzten Krieges, von dem die Bevölkerung nur aus der Zeitung erfährt, war

hier rasch an ihre eigenen Grenzen gestoßen. Egal, ob verspäteter Staatsbildungskrieg, Staatenpositionskrieg, letzter Kabinettkrieg, interkolonialer Krieg oder Weltkrieg: Der Siebenjährige Krieg führte viele unterschiedliche Ebenen zusammen, die ihn zu einer Art Labor der Moderne machten, in dem zahlreiche Prozesse sich überkreuzten – die Asymmetrie imperialer Kriege ebenso wie die Nationalisierung europäischer Staatenkriege, die Inszenierung eines virtuellen Religionskrieges ebenso wie ein globaler Wirtschaftskrieg privater Handelsakteure.

Zeittafel

1755

9. Juli	Edward Braddock unterliegt am Monongahela-Fluss einem französischen Angriff

1756

15. Januar	Konvention von Westminster
1. Mai	Erster Vertrag von Versailles
17. Mai	Großbritannien erklärt Frankreich den Krieg
28. Mai	Die Franzosen erobern Menorca
9. Juni	Frankreich erklärt Großbritannien den Krieg
29. August	Preußische Truppen marschieren in Sachsen ein
1. Oktober	Schlacht von Lobositz
17. Oktober	Kapitulation der sächsischen Armee

1757

11. Januar	Russland unterzeichnet den ersten Versailler Vertrag
10.–17. Januar	Das Reich erklärt Preußen den Krieg
1. Mai	Zweiter Vertrag von Versailles
6. Mai	Schlacht von Prag
18. Juni	Schlacht von Kolin
23. Juni	Schlacht von Plassey
3. Juli	Die Franzosen erobern Emden
26. Juli	Schlacht von Hastenbeck
9. August	Fort William Henry kapituliert
30. August	Schlacht von Groß-Jägersdorf
5. September	Österreicher nehmen Bautzen ein
7. September	Gefecht bei Moys
8.–10. September	Konvention von Kloster Zeven
12. September	Schweden greift Preußen an
22. September	Schweden tritt der französisch-österreichischen Allianz bei
16.–17. Oktober	Österreichischer Überfall auf Berlin
5. November	Schlacht von Rossbach
13. November	Österreicher nehmen Schweidnitz ein
22.–24. November	Schlacht von Breslau
28. November	Großbritannien hebt die Konvention von Kloster Zeven auf
5. Dezember	Schlacht von Leuthen

1758

10. April	Unterzeichnung eines britisch-preußischen Subsidienvertrages
15. Mai–1. Juli	Preußische Belagerung von Olmütz
2. Juni	Einnahme von Fort St. David
23. Juni	Schlacht von Krefeld
30. Juni	Österreicher zerstören preußischen Nachschubkonvoi bei Domstadtl
8. Juli	Schlacht von Fort Carillon (Ticonderoga)
1. August	Kapitulation von Louisbourg
25. August	Schlacht von Zorndorf
27. August	Fort Frontenac kapituliert
10. Oktober	Schlacht von Lutterberg
14. Oktober	Schlacht von Hochkirch
13. Dezember	Beginn der Belagerung von Madras

1759

17. Februar	Aufhebung der Belagerung von Madras
24. Juli	Fort Niagara kapituliert
1. August	Schlacht von Minden
12. August	Schlacht von Kunersdorf
18. August	Schlacht von Lagos
13. September	Schlacht auf den Plains of Abraham, Quebec
20. November	Schlacht von Quiberon Bay
25. November	Schlacht von Chinsurah

1760

22. Januar	Schlacht von Wandiwash
23. Juni	Schlacht von Landeshut
31. Juli	Schlacht von Warburg
15. August	Schlacht von Liegnitz
8. September	Kapitulation Montreals
9. Oktober	Österreichisch-russischer Überfall auf Berlin
16. Oktober	Schlacht von Kloster Kamp
3. November	Schlacht von Torgau

1761

7. Juni	Insel Dominica wird von den Briten eingenommen
15.–16. Juli	Schlacht von Vellinghausen
25. August – 9. September	Friedrich II. im Lager von Bunzelwitz
15. September	Frankreich und Spanien unterzeichnen den ‹Familienpakt›
1. Oktober	Einnahme von Schweidnitz durch die österreichische Armee
16. Dezember	Einnahme Kolbergs durch die russische Armee

1762

2. Januar	Kriegserklärung Großbritanniens an Spanien
5. Januar	Tod Zarin Elisabeths

12. Februar	Insel Martinique fällt an die Briten
24. Juni	Schlacht von Wilhelmstal
21. Juli	Schlacht von Burkersdorf
10. August	Eroberung Havannas durch die Briten
6. Oktober	Eroberung Manilas durch die Briten
29. Oktober	Schlacht von Freiberg

1763

10. Februar	Frieden von Paris
15. Februar	Frieden von Hubertusburg

Weiterführende Literatur

Quellen

Beyträge zur neuern Staats- und Krieges-Geschichte, Bd. 1–19, Danzig 1756–1764.

Cushner, Nicholas P. (Hg.), Documents illustrating the British conquest of Manila 1762–1763, London 1971.

Hill, Samuel Charles (Hg.), Indian Records series: Bengal in 1756–1757. A selection of public and private papers dealing with the affairs of the British in Bengal during the reign of Siraj-Uddaula, 3 Bde. London 1905.

Syrett, David (Hg.), The Siege and Capture of Havana 1762, London 1970.

Teutsche Kriegs-Canzley, Bd. 1–18, Frankfurt u. Leipzig 1757–1763.

Volz, Gustav Berthold (Hg.), Die Werke Friedrichs des Großen, 10 Bde., Berlin 1912–1914.

Allgemeine Überblickdarstellungen und Hilfsmittel

Baugh Daniel A., The global Seven Years War 1754–1763. Britain and France in a great power contest, Harlow 2011.

Burkhardt, Johannes, Die Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit. Grundlegung einer Theorie der Bellizität in Europa, in: Zeitschrift für historische Forschung 24 (1997), S. 509–574.

Burkhardt, Johannes, Vollendung und Neuorientierung des frühmodernen Reiches 1648–1763, Stuttgart 2006.

Castex, Jean-Claude, Dictionnaire des batailles terrestres franco-anglaises de la Guerre de Sept Ans, Sainte-Foy 2006.

Corbett, Julian S[tafford], England in the Seven Years' War. A study in combined strategy, 2 Bde., London u.a. 1907.

Duchhardt, Heinz, Balance of power und Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700–1785, Paderborn u.a. 1997.

Dull, Jonathan R., The French Navy and the Seven Years War, London u.a. 2005.

Externbrink, Sven (Hg.), Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 2011.

Gipson, Lawrence Henry, The British Empire before the American revolution, 15 Bde., Bd. 6–8 The Great War for the Empire, Caldwell 1946–1954.

Kroener, Bernhard (Hg.), Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen. Wirtschaft, Gesellschaft, Krieg, München 1989.

Lydon, John Gavin, Struggle for Empire: A Bibliography of the French and Indian War, New York 1986.

Middleton, Richard, The Bells of Victory. The Pitt-Newcastle Ministry and the Conduct of the Seven Years' War 1757–1762, Cambridge u.a. 1985.

Pocock, Tom, Battle for Empire. The very first world war 1756–63, London 1998.

Nester, William R., The First Global War. Britain, France, and the fate of North America 1756–1775, Westport./Conn. u.a. 2000.

McLynn, Frank, 1759. The year Britain became master of the world, London [u.a.] 2004.

Schumann, Matt/Schweizer, Karl W., The Seven Years War. A transatlantic history, London [u.a.] 2008.
Stoetzel, Donald I., Encyclopedia of the French & Indian War in North America 1754–1763, Westminster Md. 2008.
Szabo, Franz A. J., The Seven Years War in Europe 1756–1763, Harlow u.a. 2008.
Waddington, Richard, La guerre des sept ans: Histoire diplomatique et militaire, 5 Bde., Paris 1899–1914.

Europäischer Kriegsschauplatz

Adam, Wolfgang/Dainat, Holger (Hg.), «Krieg ist mein Lied». Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien, Göttingen 2007.
Arneth, Alfred Ritter von, Geschichte Maria Theresias. Bde. 5 und 6: Maria Theresia und der siebenjährige Krieg, 1756–1763, Wien 1875.
Blitz, Hans-Martin, Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert. Hamburg 2000.
Brabant, Artur: Das Heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampf mit Friedrich dem Großen, Bd. 1–3, Berlin 1904–1931.
Burkhardt, Johannes, Abschied vom Religionskrieg. Der siebenjährige Krieg und die päpstliche Diplomatie, Tübingen 1985.
Cardwell, Arts and Arms. Literature, Politics and Patriotism during the Seven Years War, Manchester/New York 2004.
Carl, Horst, Okkupation und Regionalismus. Die preußischen Westprovinzen im Siebenjährigen Krieg, Mainz 1993.
Carter, Alice Clare, The Dutch Republic in Europe in the Seven Years War, London u.a. 1971.
Externbrink, Sven, Friedrich der Große, Maria Theresia und das Alte Reich: Deutschlandbild und Entscheidungsprozesse in der Außenpolitik Frankreichs im Siebenjährigen Krieg, Berlin 2006.
Fordham, Douglas, British art and the Seven Years' War. Allegiance and autonomy, Philadelphia, Pa. 2010.
Fuchs, Antje, Der Siebenjährige Krieg als virtueller Religionskrieg an Beispielen aus Preußen, Österreich, Kurhannover und Großbritannien, in: Franz Brendle/Anton Schindling (Hg.), Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa, Münster 2006, S. 313–343.
Kunisch, Johannes, Das Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettspolitik und Kriegführung im Zeitalter des Siebenjährigen Krieges, München 1978.
Kunisch, Johannes, Der Historikerstreit über den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges (1756), in: Ders., Friedrich der Große in seiner Zeit. Essays, München 2008, S. 48–105.
Masslowski, Dmitrij F., Der siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. von Drygalski, Bd. 1–3, Berlin 1888–1893.
Mediger, Walther, Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg und die alliierte Armee im Siebenjährigen Krieg (1757–1762), Hannover 2011.
Riley, James C., The Seven Years War and the Old Regime in France. The Economic and Financial Toll, Princeton 1986.
Schilling, Lothar, Kaunitz und das Renversement des alliances. Studien zur außenpolitischen Konzeption Wenzel Antons von Kaunitz, Berlin 1994.

Schort, Manfred, Politik und Propaganda. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Flugschriften, Frankfurt a. M. u.a. 2006.
Schweizer, Karl W., England, Prussia and the Seven Years war. Studies in Alliance Policies and Diplomacy, Lewiston 1989.
Watts, Carol, The Cultural Work of Empire. The Seven Years' War and the Imagining of the Shandean State, Edinburgh 2007.
Westphalen, Ferdinand von, Geschichte der Feldzüge Herzog Ferdinands von Braunschweig-Lüneburg, 6 Bde. Berlin 1859–72.

Außereuropäischer Kriegsschauplatz

Anderson, Fred, Crucible of War. The Seven Years' War and the Fate of Empire in British North America 1754–1766, New York 2000.
Brecher, Frank W., Losing a Continent. France's North American Policy 1753–1763, Westport/Conn. 1998.
Calleja Leal, Guillermo/O'Donnell y Duque de Estrada, Hugo, 1762. La Habana Inglesa. La toma de La Habana por los ingleses, Madrid 1999.
Fish, Shirley, When Britain Ruled the Philippines 1762–1764. The Story of the18th Century British Invasion of the Philippines during the Seven Years War, Bloomington/In. 2003.
Fowler, William M. Jr., Empires at War. The French and Indian War and the Struggle for North America 1754–1763, New York 2005.
Hofstra, Warren R. (Hg.), Cultures in conflict: the Seven Years' War in North America, Lanham/Md. u.a. 2007.
Mann, Michael, Bengalen im Umbruch. Die Herausbildung des britischen Kolonialstaates 1754–1793, Stuttgart 2000.
Middleton, Richard, Pontiac's War. Its causes, course, and consequences, New York u.a. 2007.
Reese, Armin, Europäische Hegemonie und France d'outre-mer. Koloniale Fragen in der französischen Außenpolitik 1700–1763, Stuttgart 1988.
Smelser, Marshall, The Campaign for the Sugar Islands, 1759: A Study of Amphibious Warfare, Chapel Hill 1955.
Steele, Ian K, Betrayals. Fort William Henry and the «Massacre», New York/Oxford 1990.
Wellenreuther, Hermann, Ausbildung und Neubildung: die Geschichte Nordamerikas vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bis zum Ausbruch der Amerikanischen Revolution 1775, Münster u.a. 2001.
White, Richard, The Middle Ground. Indians, Empires, and Republics in the Great Lakes Region, 1650–1815, Cambridge u. 1991.

Militärgeschichte

Anklam, Ewa, Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg, Berlin u.a 2007.
Brumwell, Stephen, Redcoats. The British Soldier and War in the Americas 1755–1763, Cambridge u.a. 2002.
Duffy, Christopher, Friedrich der Große. Ein Soldatenleben, Zürich 1986.
Duffy, Christopher, Sieben Jahre Krieg. 1756–1763. Die Armee Maria Theresias, Wien 2003.
Großer Generalstab (Hg.), Die Kriege Friedrichs des Großen, 18 Bde., Berlin 1890–1914.
Kennett, Lee, The French armies in the Seven Years war. A study in military organisation and administration, Durham 1967.

Kloosterhuis, Jürgen, Donner, Blitz und Bräker. Der Soldatendienst des «armen Mannes im Tockenburg» aus der Sicht des preußischen Militärsystems, in: Alfred Messerli/Adolf Muschg (Hg.): Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker, Göttingen 2004, S. 129–187.

Luh, Jürgen, Kriegskunst in Europa 1650–1800, Köln/Weimar/Wien 2004.

Möbius, Sascha, Mehr Angst vor dem Offizier als vor dem Feind? Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur preußischen Taktik im Siebenjährigen Krieg, Saarbrücken 2007.

Raschke, Martin, Der politisierende Generalstab. Die friderizianischen Kriege in der amtlichen deutschen Militärgeschichtsschreibung 1890–1914, Freiburg 1993.

Salisch, Marcus von, Treue Deserteure. Das kursächsische Militär und der Siebenjährige Krieg, München 2009.

Savory, Reginald, His Britannic Majesty's Army in Germany during the Seven Years War, Oxford 1966.

Frieden

Angermann, Gertrud, «Friedenstücher» und Friedensfeiern zum Ende des Siebenjährigen Krieges (1756–1763), in: Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 77 (1999), S. 299–337.

Beaulieu-Marconnay, Carl von, Der Hubertusburger Friede nach archivalischen Quellen, Leipzig 1871.

Calloway, Colin G., The scratch of a pen. 1763 and the transformation of North America, Oxford u.a. 2006.

Duchhardt, Heinz, Gleichgewicht der Kräfte, Convenance, europäisches Konzert. Friedenskongresse und Friedensschlüsse vom Zeitalter Ludwig XIV. bis zum Wiener Kongress, Darmstadt 1976.

Rashed, Zenab Esmat, The peace of Paris, Liverpool 1951.

Wellenreuther, Hermann, Der Vertrag zu Paris (1763) in der atlantischen Geschichte, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 17 (1999), S. 81–110.

Orts- und Personenregister


Preußen
Grenze des Heiligen Römischen Reiches
NORWEGEN
Kristiania
St. Petersburg
Stockholm
SCHWEDEN
Ostsee
LIVLAND
Göteborg
SCHOTTLAND
Nordsee
KURLAND
DÄNEMARK
LITAUEN
RUSSLAND
IRLAND
GROSS-BRITANNIEN
Dublin
Kopenhagen
PREUSSEN
Königsberg
SCHLESWIG
Groß Jägersdorf
Cork
ENGLAND
HOLSTEIN
VEREIN. NIEDERLANDE
Danzig
HANNOVER
POLEN-LITAUEN
London
Den Haag
Berlin
Portsmouth
Warschau
Plymouth
Calais
Ostende
Boulogne
Dünkirchen
SACHSEN
WOLHYNIEN
Atlantischer Ozean
Cherbourg
Le Havre
SCHLESIEN
Brest
St. Cast
Rouen
St. Malo
UKRAINE
Prag
Lorient
Paris
WÜRTTEMBERG
GALIZIEN
Quiberon
LOTHRINGEN
ÖSTERREICH
TAURIEN
BAYERN
ELSASS
München
Nantes
Wien
Rochefort
Budapest
SCHWEIZ
KRIM
Ferrol
UNGARN
FRANKREICH
La Coruña
Bordeaux
Mailand
SAVOYEN
Guastalla
BANAT
WALACHEI
Piacenza
Schwarzes Meer
Bayonne
Genua
Parma
BOSNIEN
KIRCHENSTAAT
Oporto
Almeida
Marseille
Toulon
SERBIEN
Leghorn
BULGARIEN
PORTUGAL
St. Florent
Calvi
Lissabon
Madrid
Barcelona
Korsika
Konstantinopel
Ajaccio
Rom
Adria
SPANIEN
Menorca
Neapel
OSMANISCHES REICH
Mallorca
Port Mahon
ALBANIEN
Lagos
Sardinien
Cádiz
Cartagena
Mittelmeer
KGR. BEIDER SIZILIEN
Gibraltar
Athen


Preußen und seine Verbündeten
Österreich und seine Verbündeten
Grenze des Heiligen Römischen Reiches 1756
Festungen
Schlachten
KGR. SCHWEDEN
KGR. DÄNEMARK
Ostsee
Schleswig
HOLSTEIN
Lübeck
Hamburg
Stralsund
Bremen
HANNOVER
(Personalunion mit Großbritannien)
Dömitz
Elbe
1761 Kolberg
Königsberg
1757 Groß-Jägersdorf
Tilsit
Memel
Danzig
Stettin
Weichsel
Thorn
VEREINIGTE NIEDERLANDE
Osnabrück
1756
Hannover
Hastenbeck
PREUSSEN
Zorndorf 1758
Küstrin
1757/1760
Spandau
Berlin
Kunersdorf 1759
Magdeburg
Wittenberg
Posen
Warschau
Praga
Münster
ANHALT
Cottbus
Glogau
Oder
KGR. POLEN
(Personalunion mit Sachsen)
Maastricht
Köln
Rhein
Kassel
HESSEN
Torgau 1760
Roßbach 1757
SACHSEN
Dresden
Erfurt
1760 SCHLESIEN
Liegnitz
Breslau
1757 Leuthen
ÖSTERR. NIEDERLANDE
Bonn
Koblenz
1759 Bergen
Maxen 1759
Pirna
1758 Neiße
Glatz
Cosel
Krakau
Luxemburg
Mainz
Frankfurt
1756
1757 Prag
Kolin 1757
1758
Würzburg
Nürnberg
BÖHMEN
Olmütz
Verdun
Saarbrücken
Rothenburg
BAYERN
MÄHREN
Brünn
KGR. FRANKREICH
Regensburg
Straßburg
WÜRTTEMBERG
ÖSTERREICH
KGR. UNGARN
0 50 100 150 km



HUDSON BAY COMPANY
NEUFRANKREICH
St. Lorenz-Golf
Fort Louisbourg
Fort Beauséjour
Neu-Schottland
Port Royal
Quebec
St. Lawrence
Maine
Teil von Massachusetts
Massachusetts Bay
Montreal
Oberer See
Huronsee
Fort Frontenac
Fort Oswego
New Hampshire
Boston
Massachusetts
Ontariosee
Fort Niagara
New York
Rhode Island
Connecticut
WINNEBAGOS
SAUKS
KICKAPOOS
FOXES
POTAWATOMIS
OTTAWAS
MASCOUTENS
WYANDOTS
SENECAS
(MINGOS)
(WEAS) MIAMIS
Michigansee
Detroit
Eriesee
New York
Pennsyl-vania
New Jersey
Philadelphia
Fort Duquesne
SHAWNEES
OHIO COMPANY OF VIRGINIA
Delaware
Maryland
Virginia
Williamsburg
Richmond
1 Fort Carillon (Ticonderoga)
2 Fort William Henry
3 Fort Necessity
St. Louis
LOUISIANA
Ohio
Appalachen
Tennessee Riv.
Mississippi
BRITISCHE KOLONIEN
North Carolina
South Carolina
Georgia
Charleston
Savannah
Atlantischer Ozean
Natchez
St. Augustine
New Orleans
SPANISCH FLORIDA
Golf von Mexiko
Kuba
Französisches Territorium
Britisches Territorium
Spanisches Territorium
Umstrittene britisch-franz. Grenzgebiete
Umstrittene britisch-span. Grenzgebiete
Truppenbewegungen
Siege der Briten
Siege der Franzosen
Fort
SAUKS Indianerstämme
0 200 400 600 km



TIBET
Indus
Himalaya
PANDSCHAB
Delhi
AWADH
(OUDH)
NEPAL
Katmandu
RAJPUTANA
Agra
Jaipur
Yamuna
Ganges
Lucknow
Brahmaputra
BIHAR
Benares
Allahabad
Patna 3.5.1764
Buxar 23.10.1764
SINDHIA
BENGALEN
BUXAR
Murshidabad
Plassey
23.6.1757
Chandernagore
[77. Diorisans]
Kalkutta
[77. William]
Ahmadabad
Narmada
GUJARAT
MARATHEN VERBAND
Surat
ORISSA
Bombay
Godawari
Wadgaon
Golf von
Bengalen
HAIDARABAD
PESHWA
Hyderabad
NÖRDLICHE
SIRKAS
Krishna
MYSORE
KARNATIK
Mangalore
Bangalore
Chittor
Madras
Seringapatam
Perumbakam
Arcot
Wandiwash 1760
Mahé
Pondicherry
Cuddalore
Fort St David
Negapatam
Cochin
Jaffna
TRAVANCORE
Trincomalee
Ceylon
Colombo
Indischer Ozean
Europäische Handels-
niederlassungen
französisch
britisch
niederländisch
Siege der Briten
0
200
400
600 km

2., durchgesehene Auflage. 2012

Umschlaggestaltung: Uwe Göbel, München
Umschlagabbildung: Friedrich der Große in dem Gemälde „Schlacht bei Zorndorf" von Emil Hünten, 1858, © akg-images, Berlin
ISBN Buch 978 3 406 60695 3
ISBN eBook 978 3 406 64348 4